

Spiegel- gespräche

des Johann
Christian
von Hofenfels



Hofenfels

Carl Schuster

PVA

Spiegel- gespräche

des Johann
Christian
von Hofenfels



Hofenfels

Carl Schuster

PVA

1990

Alle Rechte vorbehalten

© Pfälzische Verlagsanstalt GmbH, Landau/Pfalz

Scherenschnitte: Hedwig Beilhack, Zweibrücken

Schattenrisse: Carl Schuster

Umschlaggestaltung: Werner Korb, Neustadt/Weinstraße

Gesamtherstellung: Pfälzische Verlagsanstalt GmbH,
Landau/Pfalz

ISBN 3-87629-184-4

*Meiner Frau,
einer gebürtigen Zweibrückerin,
gewidmet*

Die Spiegelgespräche sind ein Versuch, Aufzeichnungen, die Joh. Christian von Hofenfels über sein Lebenswerk und seine Umwelt möglicherweise hinterlassen hat, zu rekonstruieren und damit die Gestalt und den tragischen Abgang des großen Staatsmannes und Diplomaten von der politischen Bühne seiner Zeit in einer literarisch faßbaren Form darzustellen.

Wie die Nachforschungen ergeben haben, wurden alle im Besitz von Hofenfels befindlichen Schriftstücke nach seinem Ableben vernichtet. Die Gründe hierfür sind naheliegend und lassen vermuten, daß Hofenfels' Aufzeichnungen über seine Zeit und ihre Menschen delikater Natur waren und ein bekenntnisthafteres Dokument darstellten. Ist es nicht reizvoll, diese Welt des 18. Jahrhunderts mit ihren überraschenden Parallelen zu unserer Zeit nachzuzeichnen und mit diesem Versuch den Gefahren einer museal wirkenden Rekonstruktion geschichtlicher Vorgänge zu entgehen, die in ihrem Ablauf dramatisch waren und sich doch einer dichterischen Darstellung weitgehend entziehen?

Nur wenig ist erhalten geblieben, was aus der Umgebung des Ahnherrn Hofenfels stammte und das sein Wesen erkennen läßt. In seinem Besitz befand sich der Bleibehälter mit dem tellergroßen Reichswappen, geborgen in goldener Kapsel mit dem Signum ‚J.II‘ und der in rotem Samt gebundenen Urkunde über die Erhebung in den rittermäßigen Reichsadelstand vom fünfzehenden Tag, Monats Aprilis, nach Christi Unseres lieben Herrns und Seeligmachers gnadenreichen Geburt im Siebenzehnen Hundert Sechs und Siebenzigsten'. Der kostbare Familienbesitz wird nun, nach zwei Jahrhunderten, im Stadtmuseum Zweibrücken aufbewahrt.

Das Wesen des geadelten Bürgers und Grandseigneurs aber wird erkennbar in dem Porträtbildnis, das der Dresdner Barockmaler Anton Graff 1782 im 38. Lebensjahr Hofenfels' geschaffen hat und das einen realen und kritisch denkenden Menschen darstellt. Schon sind in den Gesichtszügen die Zeichen des auszehrenden Leidens sichtbar, die Mundwinkel wirken abgespannt und haben einen fast verächtlichen Zug. Liegt nicht hierin, liegt nicht in diesem Porträt der Schlüssel

zu dem wahren Wesen des Menschen Hofenfels, von dem die Nachwelt nicht viel mehr weiß, als sein politisch-diplomatisches Lebenswerk, das sich erfüllte in dem eigengewählten Wappenspruch, der die kurze Spanne seines Lebens bestimmte: IN TREUE FEST.



1

Le siècle des Petites: Welch groteskes Bild, diese bezopften Zeitgenossen, die zum Olymp der Unsterblichen drängen und den Göttern Eselsköpfe aufsetzen. Wenn Königinnen und Dirnen, Scharlatane, Abenteurer und Käuze, Tore, Gelehrte und Landstreicher, Räuber, Spaßmacher, Sklaven und Günstlinge in den Spiegelkabinetten eitler Machwerke ihr Konterfei suchen und die Memoirenliteratur überschütten, – warum sollte nicht auch eines ehrsamers Pfarrers Sohn den Versuch wagen, diese rocaille zu sammeln und seine Muße zu solch kapriziösem Spiel zu nützen?

Spiegel, Spiegel, überall Spiegel! Es ist verwirrend, wie diese Zeit sich in Spiegeln widerspiegelt. Alle blicken in diese Spiegel und glauben sich selbst zu sehen. Dieser Trugschluß! Sie schreiben ihre großen und kleinen Confessionen, kaum einer ist verschont von diesem modischen Hang zur Widerspiegelung seines Ichs. Wer mag einmal diese zahllosen Memoiren lesen, die das Nichts beschreiben, das über die Spiegelfläche huscht und glänzen möchte? Welch ein Andrang zu den olympischen Höhen!

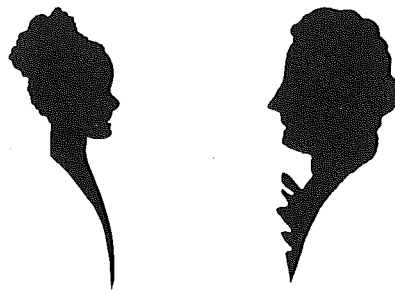
Diese Welt in Europa um 1780 ist wahrlich seltsam und das Schaukelspiel der Großen gespenstisch. Wie ein gewaltiges Panorama zeigt sich die politische Karte zwischen dem Nordmeer und der südlichsten Spitze Siziliens: Im Osten die Großmacht Österreich, im Westen das mächtige Frankreich.

Und östlich des aufstrebenden Preußen die Ländermassen des Zarenreiches. Dazwischen im Herzen Europas und an der Nahtstelle zwischen Nord und Süd, Ost und West die bayerischen Provinzen, immer von Österreich bedroht.

Drängt sich in dieser Situation nicht das Bild vom Hirtenknaben David auf, der im Tal der Philister mit einer Steinschleuder gegen den bewehrten Riesen Goliath antrat? Ist nicht die Geschichte des Johann Christian von Hofenfels, der am Weihnachtstag 1744 im lutherischen Pfarrhaus zu Kusel geboren wurde und der auszog, um Österreich seinen Willen und damit den Frieden in Europa aufzuzwingen, in gleicher Weise heroisch und voller Mirakel?

*

ICH, JOHANN CHRISTIAN SIMON, seit sechs Jahren mit dem Prädikat von ‚Hofenfels‘ von Kaiser Joseph II. in den rittermäßigen Reichsadels erhoben, Wirklicher Geheimer Rat im Departement der Auswärtigen Angelegenheiten, Faktotum im Ministerium des Inneren und designierter Außenminister meines Landes, hatte in der vergangenen Nacht einen Traum. Als Joseph am Hofe des Pharaos verteilte ich Berge von Talern, die in den sieben fetten Jahren von unseren Vasallen Frankreich, Preußen, Österreich und Rußland als Tribut abgeliefert worden waren. Die Pfalz war in eine ägyptische Landschaft verwandelt, ein Traumland, in dem Milch und Honig bis zum Karlsberg, dem Palast des Pharaos, in Strömen flossen. Als die sieben mageren Jahre anbrachen, wollte ich das gelobte Land verlassen; dann aber trat der Pharaos mit dem Perückenkopf Karl Augusts auf mich zu, küßte meine noch vom Glanz des Goldes leuchtenden Hände und beschwor mich, ihn nicht zu verlassen. Ich blieb, auch während der sieben Plagen, die Wien über den Karlsberg und die Pfalz brachte und es des größten Geschicks bedurfte, das Staatsschiff durch die Fährnisse der Not zu führen.



Johann Christian von Hofenfels und seine Frau Friederike Louise, geb. von Closen

Seit dieser Nacht weiß ich, was ich tue. Ich bleibe, obgleich die sieben mageren Jahre kein Ende zu nehmen scheinen und auch ich keinen Ausweg aus den Finanznöten weiß. Seit vier Jahren bin ich herzoglicher Beamter ohne Salär; alle Reisen in diesen Jahren, der Aufenthalt von Januar bis Mai 1778 in München, die sechzehn Monate in Berlin, Breslau und Teschen von Juni 1778 bis September 1779, habe ich aus dem Vermögen meines Vaters finanziert. Gibt es einen größeren Dummkopf in unserem Land zwischen Kastellaun und Rappoltstein, der säen würde ohne zu ernten? Keiner der 600 Muskoten, die auf dem Kasernenhof am Karlsberg herumlungern, keiner der zahllosen Hofschranzen auf dem Olymp, wie der Volksmund unseren Karlsberg nennt, keiner der bezopften Räte, Sekretäre, Registratoren, Kanzlisten und der vielen anderen Nichtstuer in unseren Ämtern würde auch nur einen Tag weiter in Diensten bleiben, erginge es ihm wie mir. Dabei kann es mir ergehen wie meinem Kollegen Friedrich Karl von Moser, der acht Jahre lang versucht hatte, die Finanzmißwirtschaft von Hessen in Ordnung zu bringen und den Landgraf Ludwig IX. vor zwei Jahren schimpflich davongejagt hat.

Dennoch: ich werde ausharren und weiterhin meine Pflicht tun. Unsere Sache steht schlecht, nicht nur die inneren Verhältnisse, sondern auch unsere äußere Po-

sition gegenüber München, Wien und Potsdam. Von Versailles gar nicht zu reden. Kaum einer, der noch an meine Mission glaubt, selbst ER resigniert und vergräbt sich in die Phantasiepläne seines Traumpalastes. Wie sollte ich da wankend werden, wenn mit meinem Plan der Friede in Europa auf dem Spiele steht, wie Prinz Max mir kürzlich aus Straßburg schrieb? So habe ich meine ‚Flucht‘-Pläne aufgegeben, auch die Möglichkeit, als preußischer Gesandter nach München zu gehen. Selbst mit dem Gedanken spielte ich eine Zeitlang, nach Amerika zu reisen und bei den Unabhängigkeitskämpfen unter Steuben, dem deutschen Generalinspekteur Washingtons, Dienst zu tun. Freund Goertz wußte rechten Rat und vermittelte auf dem Umweg über seinen Versailler Kollegen Pfeffel in Straßburg ein Rencontre mit der jungen Friederike Louise von Closen. Ein herrliches Menschenkind, sie ist achtzehn, ich mehr als doppelt so alt. Doch ich halte mein Glück in den Händen, ihr Vormund Pfeffel gab die Einwilligung, – bald ist unsere Hochzeit.

*

Ich bin daran, meine Aufzeichnungen für eine Grande Histoire durch Bagatelles de rien im Stile einer Petite Histoire zu ergänzen, wobei mir eine Anregung zu Hilfe kam, die mir unser Gymnasialprofessor Crollius kürzlich für seine Editiones Bipontinae und die ‚Gazette universelle de littérature‘ gegeben hat; Crollius, bei dessen Vater mir schon die griechischen und lateinischen Klassiker eingebleut wurden und der jedermann, dem er begegnet, in blumenreicher Sprache mit einem Zitat beglückt, verwies mich auf Petrons Satiricon und rezitierte daraus mit seinem wässerigen Pathos. Ich finde seinen Rat gut, und so mögen meine ‚Spiegelgespräche‘ mit diesem Frühjahrstag des Jahres 1782 ihren Anfang nehmen.

Es mag mir bei meinen Aufzeichnungen ergehen, wie dem guten Rousseau, der einst ein Werk, ohne seine

Kräfte bedacht zu haben, angefangen hatte und es seitdem lange Zeit liegen ließ. Meine literarischen Bagatelles de rien werden sich wohl vornehmlich auf dem politischen Parkett meines diplomatischen Metiers bewegen, obgleich es an amourösen Pikanterien und schlüpfrigem Hofkatsch keineswegs mangeln würde. Die Nachwelt möge mir verzeihen, wenn mein Urteil ungerecht ist, wo mich der Ekel packt und mein heftiges Temperament mich zu Schlägen hinreißen läßt, die einem Christenmenschen nicht anstehen. Wäre ich doch in einem anderen Jahrhundert geboren! Doch pfui Teufel mit derartigen Confessionen; mögen andere in polierten und verlogenen Phrasen ihre Seelen ergründen und in Salons die Welt verbessern.

Ich habe mancherlei Zerstreuung durch die angeregte Unterhaltung mit Karl Kaspar Pitz, dem jungen Gehilfen Mannlichs, der in den nächsten Monaten zu Malstudien nach Paris reisen wird. Der junge Mann hat viel Talent, studiert eifrig die Künste und kennt viele bedeutende Leute, mit denen er korrespondiert. Zunächst wollte er zu dem Dresdner Akademielehrer Anton Graff, von dessen Porträtkunst er schwärmt und über den ich vor drei Jahren bei meinem Besuch in Dresden Gutes hörte. Pitz wird sich nun zunächst in Paris umschauen, wo ich ihm durch Pfeffel einen guten Lehrer vermitteln konnte. Ich möchte meine Frau später von Graff porträtieren lassen.

*

Ich bin glücklich, eigentlich das erstemal seit vielen Jahren. Gestern wurde Riki meine Frau¹⁾. Vater Simon

1) In Wirklichkeit fand die Vermählung ein Jahr früher, und zwar am 10. April 1781, statt. Im „Rudolfskirchener Kirchenbuch“ findet sich folgender Eintrag: „Den 10 ten apr. wurde der fürstl. pfalz zbrk Geheimde Rath Herr von Hoffenfels, ein Sohn des Herrn Pfarrer Simons von Dielkirchen, mit der Gnädigen Fräulein Friederica von Cloosen des weyland geweßenen Generals von Clooßen Fräulein Tochter, durch des Herrn Hochzeiters H Vatter, in der Ingweiler Capelle ehelich eingesegnet und copulirt.“

hat uns in der Kapelle auf dem Ingweilerhof getraut, er sprach das Wort aus dem 2. Kapitel des zweiten Paulus-briefes an Timotheus. Bei dem ‚Fliehe die Lüste der Jugend‘ versetzte mir Freund Goertz, der als Trauzeu-ge neben mir saß, einen leichten Rippenstoß. Auch eine Anzahl meiner Mitpennäler vom Zweibrücker Herzog-Wolfgang-Gymnasium war gekommen; wir haben beim Hochzeitschmaus manchen unserer ‚Jugendstreiche‘ aufgefresscht. Riki scherzte mit, nur Esebeck, mein Ministerchef und neuer Onkel, blieb steif, wie immer. Seine Perücke war schlecht gepudert, er schien recht echauffert über den schlechten Weg zum Hof. Papa ko-kettierte mit Riki und zitierte den Spruch aus dem 4. Kapitel von Paulus an die Philippier. Immer wiederhol-ter, ‚Und abermals sage ich: ‚Freuet euch!‘ Das taten wir an diesem herrlichen Aprilabend, den wir im Freien verbrachten. Nur Onkel Esebeck zog sich vorzeitig zurück, und ‚Tante‘ Karoline rümpfte ihre Knollenna-se, als ich einen Gymnastastreich aus der unteren Vorstadt in Zweibrücken erzählte, bei dem ich nach einem abenteuerlichen Kendezvous mit der kleinen Nanni auf der Flucht beinahe in den Schwarzbach gefallen wäre.

Unter unseren Hochzeitsgästen befand sich auch ein Monsieur aus St. Denis, der uns mit seinen naturwis-senschaftlichen Experimenten unterhielt; seine Fistel-stimme überschlug sich, als er gegen einen Mister Watt aus Birmingham wetterte, dem es vor ihm gelungen war, einen Straßen-Dampfswagen zu konstruieren, der sich bewegte. Der eifernde Erfinder, dem der Brite wohl ein einträgliches Patent weggeschmupppt hat, erinnerte mich lebhaft an unseren Französischlehrer in Zwei-brücken, den wir ‚paon‘, den Frau, nannten, weil er sich stets nach neuester Pariser Mode kleidete und auf des-sen fettiger Perücke einmal eine Laus saß. Als ‚paon‘ später Zweibrücken verließ und eine Hauslehrerstelle in London annahm, prophezeite er mir beim Abschied, ich würde gesteinigt werden, sollte ich es einmal wa-gen, einen Straßenkehrer in seinem gottgelobten Hei-

matland mit meinem miserablen Französisch anzu-sprechen. Fürwahr, noch heute fällt es mir schwer, mich ganz fehlerfrei zu unterhalten, obgleich man mich bis-her in Paris nicht gesteinigt hat.

*

Riki triumphiert. Nachdem wir unsere Hochzeitsrei-se immer wieder wegen dringender Geschäfte zurück-stellen mußten, hat sie jetzt durchgesetzt, daß sie mich auf der kommenden Reise nach dem Bayerischen be-gleiten darf. Die Liebe, sie ist noch ein Kind mit ihren achtzehn Jahren und möchte das Land kennenlernen, von dem ich ihr immer vorschwärme. Ich muß zu-nächst nach Regensburg und werde dann voraussicht-lich in Augsburg für einige Zeit Quartier nehmen. Wieder einmal eine kitzlige Situation. Ob ich München diesmal wiedersehen? Ich möchte Riki zeigen, wo ich vor vier Jahren überall gewesen bin. Von ihrem Vater weiß sie vieles über München, und sie möchte, auf seinen Spuren wallen, wie sie sich poetisch ausdrückte.

Die in den staatlichen Archiven aufbewahrten Briefe, Berichte und anderen Aufzeichnungen des Staatsmannes Hofenfels aus den Jah-ren 1778 bis 1787 sind eine wahre Fundgrube für den Kundigen in der Charakterdeutung der Handschrift. Hier einige Unterschriften von Hofenfels und „Kandverzierungen“ in den hochpolitischen Geheimakten.

Einige Tage in Regensburg. Die Verwaltungsgeschäfte gehen ihren schleppenden Gang; seit Januar tagt der Reichstag nicht, da die hohen Herren sich wieder einmal in den Haaren liegen. Diesmal können sie sich nicht darüber einig werden, ob die westfälischen und fränkischen Grafen protestantische oder katholische Gesandte nach Regensburg zu senden haben. Der Streit scheint lange zu dauern, den bezopften Bürokraten ist das recht, sie ersticken in Jura und Kameralia, und dabei tanzen die Mäuse auf den Tischen.

Wir wohnen bei Magis, unserem Zweibrücker Abgeordneten in Regensburg. Bei Magis traf ich auch den russischen Gesandten Graf Romanzow und einige andere Diplomaten. Riki interessiert sich mehr für frühe mittelalterliche Kunst und schleppte mich zu den romaneschen Portalen von St. Emmeran und der Schottenkirche. Sie zeichnet auch recht hübsch und macht Skizzen von alten Stadttoren, Türmen und von der Donaulandschaft, die sie heroisch findet. Diese Landschaft ist so ganz anders und gewaltiger als unsere sonnendurchflutete Pfalz, die malerisch erscheint, während diese Stromlandschaft gleich einer gewaltigen Naturkulisse gebaut wirkt.

Abends waren wir im Theater, ein schauerliches Stück: „Rinaldo Rinaldini“ von Vulpius. Der berühmte Autor ist ein Wicht und weiß zu rühmen. In Zweibrücken spielt man besseres Theater. Riki findet dieses Regensburg wundervoll. Wären die bezopften Affen der vielen Kanzleien nicht, ließe es sich schon leben in dieser Stadt.

*

Auf Vorpostenstellung in Augsburg. Wir sind in dem Gasthaus ‚Drei Mohren‘ abgestiegen. Die Stadt ist eine wahre Schatzkammer, Riki schwelgt in diesem Überfluß von Kostbarkeiten. Eine teure Stadt für mich, ich mußte bei einem Goldschmied schon zwei Ringe und ein hübsches Halsband für meinen Schatz kaufen.

Mit Magis habe ich eine Denkschrift für Karl Theodor ausgearbeitet, die M. in den nächsten Tagen in Nymphenburg überreichen wird. Ich sinne wie ein Schuljunge darüber nach, wie ich mich von hier weg-schleichen und heimlich nach München reisen könnte. Dieses diplomatische Maskenspiel gefällt mir keineswegs, auch Riki drängt mich, sie möchte unbedingt München kennenlernen.

Der Zufall kommt mir zu Hilfe. Ich muß nach Fürstentfeldbruck und treffe mich dort mit Chalgrin, meinem französischen Diplomaten-Kollegen. Chalgrin sitzt in München und macht den Nymphenburgern die Hölle heiß. Wieder einmal das alte Ränkespiel der Auswärtigen Ämter, das Chalgrin meisterhaft beherrscht. Was mich an ihm stört, sind seine Schweißfüße, da helfen auch seine starken Pariser Parfüme nichts.

*

Nun sind wir die wenigen Reisetunden nach Fürstentfeldbruck gefahren und befinden uns kaum drei Wegstunden von der Haupt- und Residenzstadt entfernt. Das Essen in der Posthalterei ist vorzüglich. Riki trank zwei Maß Bier und aß eine Schweinshaxe. Die Posthalterin wußte das Neueste aus München zu berichten, was unsere Sehnsucht nur bestärkte. Ich werde Chalgrin fragen und seine Meinung hören. Wir wohnen hier wie in Augsburg als Herr und Frau M. aus Mannheim, ehrenwerte Bürgerleute, denen die kurpfälzische Residenz nicht ganz unbekannt ist, wie ich auf der Herreise im Reisewagen erfahren konnte. Ich hörte von einem Mitreisenden, wohl ein Medikus, daß man sich in Mannheim um die Gesundheit des Kurfürsten ernste Sorgen mache.

Chalgrin war eben mit mir zusammen und nicht erbaut über meinen Münchner Plan. Mein Entschluß steht jedoch fest. Chalgrin will nach drei Tagen wiederkommen, das ist günstig. Was soll ich in diesem Landstädtchen anfangen, wo München greifbar nahe vor

mir liegt? Unsere diplomatische Mission steht ungünstig, ich werde selbst nachsehen und meine alten Freunde aufsuchen. Die Partei der Österreicher in München gewinnt wieder die Oberhand.

*

Heimliche Hochzeitsreise nach München! Wir kamen über Dachau durch die Mooslandschaft von Norden her und fanden es geraten, vor der Stadt in dem Landhaus der uns wohlgesinnten Herzogin Marianne in Moosach Unterschlupf zu finden. Der Salon, in dem vor vier Jahren die heimlichen Sitzungen unserer Minister stattfanden und in dem sich die ‚Patrioten‘ seitdem immer wieder trafen, hat noch die gleichen scheußlichen Sessel, in denen man damals schon höchst ungemütlich saß. Auch das Porträt des seligen Klemens, dem ein ewiger Schnupfen das Leben versauerte, schaute in der gleichen Verdrießlichkeit auf die seltsamen Besucher herab.

München! Riki konnte es nicht erwarten, das nahegelegene Nymphenburg zu sehen. Vor wenigen Wochen weilte Papst Pius VI. auf seiner Wiener Reise in München; Bayern soll, wie ich hörte, eine päpstliche Nuntiatur erhalten. Es wird, wie mir der treue Utschneider, der Sekretär unserer Gnädigsten, sagte, einige unliebsame Änderungen geben.

Karl Theodor scheint wirklich ernstlich krank zu sein. Er liegt zu Bett und läßt seine Minister, Räte, Intendanten und Kommandanten regieren. Über 700 000 Gulden kostet diese gewaltige Hofmaschinerie im Jahr. Der kurfürstliche Hofstaat ist doppelt so umfangreich wie die Würde des Kurfürsten von Bayern und der Pfalz. Trotz seiner Schwindelanfälle und seiner Nervenkoller treibt es Karl Theodor immer noch toll mit seinen Gelagen und Amouren.

Riki interessiert das alles nicht. Sie liebt das habit habillé und findet die neueste englische Mode scheußlich. Ich finde, man hat in Zweibrücken mehr modi-

schen Geschmack als hier im Süden, doch ich habe ganz andere Dinge im Kopf.

Mir geht ein teuflischer Gedanke durch den Sinn. Ich möchte in Nymphenburg eines der Gartenfeste besuchen, die fast alle Abende stattfinden, trotz des Leidens, das Karl Theodor zwingt, vom Balkonfenster aus dem Treiben seiner höfischen Meute zuzusehen. Es sind manche meiner ‚Freunde‘ unter ihnen, die allzu gerne mit mir verfahren würden, wie mit dem erbarmungswürdigen André, den der kurfürstliche Herr seiner Pflichten als Schatzmeister und valet de chambre unserer liebenswerten Gastgeberin für längere Zeit enthob und ihn vor zwei Jahren auf die Feste Rothenberg verschickte.

Riki will nichts derlei wissen und möchte sich die Stadt ansehen. Gleich beim Neuhausertor schlichen wir am Morgen in das Landhaus unserer herzoglichen Fee, die mit ihren Sechzig noch ganz passabel aussieht. Wäre sie nicht so schwatzhaft, die Gute! Sie hat mir schon manchen diplomatischen Kunstgriff verpatzt. Marianne trauert um ihren Lieblingsschriftsteller Lessing, der im vergangenen Jahr gestorben ist und dessen ‚Nathan‘ sie zu weitschweifenden literarischen Diskursen hinriß. Gottlob, denn dabei vergaß sie ihre politischen Ambitionen, die wohlgemeint sind. Ich bin ihr zu Dank verpflichtet und habe in der Maxburg und in ‚mon jardin‘, dem kleinen Schlößchen, als Regierungsrat vor vier Jahren meine ersten diplomatischen Gefechte geliefert. Tausend Erinnerungen, während Riki an das hübsche Kleid aus blauem Satin und Zobelbesatz dachte, das nebenan beim Tailleur hing.

Arm in Arm wanderten wir an diesem herrlichen Sommertag durch die Straßen und Gäßchen der Residenz. Riki erlebte diesen Tag als den schönsten ihres jungen Daseins und fand kaum Worte für die Schönheit der Asamkirche in der Sendlingerstraße mit ihrer ins Unendliche ausgreifenden Raumgestaltung. Ich sehe vieles mit neuen Augen, seit Riki um mich ist und mit ihrer kindlichen Unbefangenheit die Welt in tausend

Wunder verzaubert. Ich liebe mehr die mir vertrauten Gäßchen zwischen Marienplatz und Rindermarkt, die Frauenkirche und den alten Rathaussaal, während Riki den Münzhof und das Antiquarium vorzieht. Sie träumt davon, in der Theatinerstraße einen der Adelspaläste zu besitzen und Karl Theodor bei seiner Fahrt von der Residenz nach Nymphenburg die Zunge herauszustrecken. Riki ist unerschöpflich im Ersinnen übermühtiger Streiche.

An diesem Abend waren wir als Zaungäste im Residenztheater, wo seit eineinhalb Jahren ‚Idomeneo‘ des jungen Mozart aufgeführt wird. Riki schrieb in ihr Tagebuch überschwänglich: ‚Hier muß einst das Paradies gewesen sein‘. Ich dachte während der Aufführung an meine diplomatische Mission und an das Gartenfest, das wegen des schlechten Wetters auf den morgigen Abend verschoben wurde.

Während Riki den Abend bei der Herzogin verbrachte und ihr beim Häkeln half, war ich draußen in Nymphenburg. Ich wollte meine Frau nicht den Gefahren des Erkenntwerdens aussetzen, obgleich sie fast weinte, als ich allein ging.

Draußen sah ich sie wieder, meine ‚Freunde‘, die mir die Pest auf den Leib wünschen. Ich stand im Schutz einer Hecke am Parkende, wo die Damen und Herren scharenweise vorbeidelfilierten und unter der Kaskade Kühlung suchten. Da schritten sie; Hofprediger Frank, wohl der mächtigste Günstling Karl Theodors, der mit dem Geheimen Rat von Lippert die Staatsgeschäfte führt und jeden tyrannisiert, der einen eigenen Gedanken hat. Natürlich stand er mit Lehrbach zusammen, sie tuschelten und lachten dann hellauf, daß sich einige Höflinge veranlaßt sahen, in das Gelächter höchstuntertänig einzustimmen. Und dann dieser Belderbusch, Kriegsminister und nach Gottes Ratschluß der Welt größter Schuft. ‚Fourbé‘, wie man bei uns diesen gefiederten Laffen nennt, fühlt sich als eigentlicher grand maitre am Münchner Hof und malträtirt seine Umgebung wie ein Darmstädter Feldweibel eine Kompanie

auf dem Pirmasenser Exerzierplatz. Ein Regenschauer bereitete dem ganzen Spuk ein plötzliches Ende. Die Heroen im Reiche des Kurfürsten verkrochen sich in den festlichen Räumen der Amalienburg, wo aus dem Blauen Kabinett noch lange Musik ertönte. Durchnäht trat ich den Heimweg an, während vor der großen Freitreppe des Schlosses die Wache abgelöst wurde und im oberen großen Saal die Lichter erloschen.

*

Nun sind wir wieder auf der Heimreise. Von Augsburg aus besuchten wir noch die Landshuter Residenz, wo ich mit den Ständen von Niederbayern verhandelte, dann die Universitätsstadt Ingolstadt und das reizvolle Donauwörth auf dem Weg nach Ulm. Riki hat auf dieser Reise vieles Neue erlebt. Niemand soll je erfahren, daß es unsere Hochzeitsreise war und daß ich in München heimlicher Zeuge heiterer Sommerspiele meiner Feinde gewesen bin. Chalgrin, den ich in Fürstenfeldbruck nochmals sprechen konnte, brachte mir schlechte Nachricht über unsere Pläne. Dennoch habe ich diese Reise nicht umsonst gemacht und mancherlei Aufzeichnungen notiert, die für einen Eventualfall bestimmt sind. Karl Theodor ist ein kranker Mann, ich muß den Österreichern zuvorkommen.



Während in Amerika Washingtons Sieg bei Yorktown gefeiert wurde und nach einem fast sechsjährigen Ringen um die Unabhängigkeit die Entscheidung gefallen zu sein schien, stand Europa um das Jahr 1783 mitten in der Auseinandersetzung der Großmächte um die Vormachtstellung auf dem Kontinent. Seit mehr als einem Jahr befaßte sich der Zweibrücker Minister Hofenfels mit dem Plan, die deutschen Fürsten durch ein Bündnis gegen Österreich zu einigen. Ähnliche Bündnispläne wurden in diplomatischen Verhandlungen von dem badischen Minister Edelsheim und dem Geheimen Legationsrat Goethe in Weimar ausgearbeitet und vorbereitet.

Von Februar bis April weilte Hofenfels am französischen Hof, um Freunde für seine großen politischen Pläne in Deutschland zu gewinnen. Anfang Juli 1783 trat er eine mehrmonatige Reise durch Franken und Sachsen nach Berlin an. Ziel dieser Reise war eine Union der deutschen Fürsten, durch die der Friede in Europa gesichert werden sollte. Die diplomatische ‚Vergnügungsreise‘ in Begleitung seiner Friederike Luise führte zu politischen Bewegungen, die wohl den Höhepunkt in der Ministerlaufbahn Hofenfels‘ bildeten. Wie kaum ein anderer pfälzischer Zeitgenosse jener Epoche erhielt der Zweibrücker Diplomat Einblick in die Verhältnisse in Deutschland; das Ergebnis seiner politischen Mission war

das Bündnis der Fürsten, zunächst vorbereitet und in zahlreichen Verhandlungen beraten und vertragsreif gemacht.

Die historischen Dokumente berichten in nüchternem Diplomatenstil über das Wirken Hofenfels‘ auf dieser ‚unpolitischen‘ Reise. Und doch sollte diese Reise nicht nur im politischen Leben des Ministers, sondern in seinem eigentlichen Lebensbereich eine Erfüllung bedeuten.

Potsdam 1783

KÜRZLICH LAS ICH ROUSSEAUS drittes Buch des Contrat Social, das mir die Reise von Versailles nach Nancy angenehm verkürzte. Ich habe mit Freund Mannlich darüber diskutiert und staune immer wieder über seinen praktischen Sinn in politischen Dingen. Obgleich mir kaum Zeit bleibt, mich mit anderem als diplomatischen Aktenstücken zu beschäftigen, freuen mich die Abende im Hause Mannlich, wo allerlei musische Köpfe auftauchen und die leidige Politik streng verpönt ist. Rousseau, der auf dem ‚Olymp‘ die Verehrung eines leibhaftigen Teufels genießt und wie ein rüddiger Hund gehaßt wird, findet heimlich Beifall, wenn im engsten Kreis Kritik an unseren Zuständen geübt wird. Pfeffer, ein glühender Verehrer Rousseaus, zitierte letzthin einen Spruch seines Meisters, der dem klugen Elsässer wie ein Gebet gilt: ‚Allmächtiger Gott, erlöse uns von den Wissenschaften und verderbenbringenden Künsten unserer Väter! Gieb uns die Unwissenheit, die Unschuld und die Armut wieder als die einzigen Güter, aus welchen uns Glück entstehen kann, und welche vor Deinem Angesichte Wert besitzen.‘ Quel mot!

*

Seit der Eroberung der Stadt Yorktown in Amerika, bei der sich unser Régiment Royal Deux-Ponts unter den beiden Grafen Forbach besonders hervorgetan hat,

nimmt man bei uns die überseeischen Ergebnisse wichtiger als unsere eigenen Angelegenheiten, die mir auf den Nägeln brennen. Die Traktätchen über die Heldentaten unserer tapferen Zweibrücker gegen die Briten vor Yorktown, Newport und in Pennsylvanien und Virginia, wo mehr pfälzisch als englisch gesprochen wird, sind bei uns verbreiteter als die Bibel, obgleich auf dem ‚Olymp‘, unserem Karlsberg, der Ruhm der beiden Grafen mit scheelen Augen hingenommen wird. Der alte Familienstreit!

Ich habe keine Zeit, mich mit den Amerikanern drüben zu beschäftigen und schlage mich mit den leidigen politischen Verhältnissen in unserem alten Europa herum. Seit April bin ich aus Paris zurück und muß nun wieder an eine neue Reise denken. Die Strapazen der letzten Reise haben mich so mitgenommen, daß ich in Straßburg mehrere Wochen im Bett lag und unser guter Prinz Max den Leibarzt aus Versailles hatte kommen lassen müssen. Diesmal reise ich nicht allein, ich werde Riki mitnehmen, die mir bei meinen schriftlichen Arbeiten helfen und mich etwas pflegen kann.

Auf dem Olymp ist man damit einverstanden, daß mich Rike begleitet; offiziell soll es unsere Hochzeitsreise sein, denn ich muß wieder einmal auf geheimen Pfaden Politik machen und meine Reise tarnen. Riki ist glücklich, daß sie mitdarf, wir werden einige Monate unterwegs sein.

Ob sich der bayerische Cäsar in der Toskana langweilt? Die pisanischen Bäder sollen Wunder wirken, was, Gott möge es mir verzeihen, keineswegs unseren politischen Plänen entspricht. Karl Theodor wird, wie mein Gewährsmann berichtet, seine Kur in Pisa mit höchstpersönlichen Verhandlungen in Rom wegen einer Nuntiatur in München verbinden. Die kurfürstliche Romanze an den Quellen von Casciana, wie sie die Fama bis zum Karlsberg getragen hat, ist für mich Grund genug, die Reise nach Berlin bald anzutreten.

Morgen fährt die Reisekutsche los, die Koffer sind schon gepackt und im Gepäck Stöße von Akten fein

säuberlich gebündelt. Wie hasse ich diesen Kanzleikram, der mich auf allen Wegen verfolgt. Auch einige Bücher nehme ich mit zur Lektüre: zwei Bände Montesquieu, Thomas Morus' ‚Utopia‘, die ich schon in Paris lesen wollte, und Rousseaus ‚Bekenntnisse‘, die Riki auch kennen lernen möchte.

Mouche und Bossu, unsere Hausgeister, werden den Sommer über Haus und Park betreuen und den Garten pflegen, für den mir Papa einige seltene Sorten Gladiolen und Dahlien geschickt hat. Riki ist stolz auf ihre Erfolge als Rosenzüchterin, sie hat einen großen Strauß ihrer Freundin Bibi, Mannlichs Frau²⁾, zum Abschied geschickt. Bibi war während meiner Pariser Reise rührend hilfsbereit und hat Riki in die hausfraulichen Künste eingeweiht.

*

Unsere ‚Vergnügungsreise‘ mit dem Geld einer angeblichen großen Erbschaft Rikis aus Frankreich begann mit einem Radbruch schon kurz hinter Kaiserslautern. Vor Darmstadt gerieten wir in einen Wolkenbruch, so erhielt Riki einen Vorgeschmack von dem, was uns an Ungemach wohl noch bevorstand. Riki erträgt auch diesmal alle Strapazen ohne Murren, sie ist voller Übermut und weiß sich in die diplomatischen Schliche einzufühlen. Unser politisches Versteckspiel macht ihr viel Spaß, sie ist mir beim Diktieren der Berichte sehr behilflich. Welches Glück, das mir der Himmel geschenkt hat!

²⁾ Johann Christian von Mannlich nennt seine Frau Barbara in seinen Lebenserinnerungen ‚Bibi‘.

Nun sind wir schon seit Wochen unterwegs und von Darmstadt, Mainz und Mannheim über Ansbach, Nürnberg, Erlangen und Bayreuth im Sächsischen angelangt. Morgen werden wir die kursächsische Residenz Dresden erreichen; ich habe dort Wichtiges zu tun und werde Riki einige Tage dem Schutz der Gattin des Ministers Stutterheim überlassen. Ob Stutterheim meine Vorschläge annehmen wird? Ich bin seit Tagen daran, den Plan schriftlich zu fixieren und habe nicht einmal Zeit, mir die Landschaft hier vor dem Elbtal anzusehen.

Während ich, seit wir in Dresden weilen, mehrmals an den kurfürstlichen Hof im Lustschloß Pillnitz reiste, um mit Stutterheim zu verhandeln, besichtigt Riki die Sehenswürdigkeiten der Residenz. Ihr Reisetagebuch enthält feinsäuberlich verzeichnet die täglichen Besichtigungen, wobei sie mehr die weniger bekannten Schätze bevorzugt als jene, die alle Welt kennt. Wie schon auf unserer ersten Reise und jetzt in Ansbach, Nürnberg und Bayreuth macht sie eifrig Skizzen, von denen sie einige unserer lieben Gastgeberin überlassen mußte. Riki erleichtert mir mit ihrem liebenswürdigen Wesen meine diplomatische Mission und gewinnt die Herzen aller im Flug.

Diese Sachsen sind außerordentlich zeremoniös, sie stolzieren wie Zierpuppen einher und geben sich die größte Mühe, den Versailler Lebensstil nachzuahmen. Die wichtigste gesellschaftliche Zerstreuung scheint das Spielen zu sein, fast an jedem Abend sitzen wir beim Kartenspiel; mich ödet das an, ich spiele schlecht und gewinne selten. Manche neue Bekanntschaft erscheint mir nützlich. Dresden ist eine unterhaltsame Stadt und gleichsam ein Honigtopf für originelle Köpfe, die wie Bienenschwärme in den Salons herumschwirren und das Neueste auf allen Gebieten zusammentragen. Aus Weimar weilte ein Märchenerzähler in unserem Kreis, andere Poeten trugen Romanfragmente vor, etwa im Stile der langweiligen Briefierzählung von Hermes' „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen“. Gelehrte

Herren diskutierten eine lange Nacht über Kants vor zwei Jahren erschienene ‚Kritik der reinen Vernunft‘ und über Lavaters Physiognomik, die mich immer sehr gefesselt hat. Die Tage vergehen im Flug, meine Zweibrücker Mission wird kaum zu einem Erfolg führen.

*

Abseits meiner diplomatischen Mission suchte ich den Dresdner Akademieprofessor Anton Graff in seinem Atelier auf, in dem ich eine Reihe von Porträts bekannter Persönlichkeiten entdeckte. Auf Empfehlung von Minister Stutterheim bat ich ihn, auch Rike zu malen. Graff ist berühmt und hat eine Porträtgalerie der ganzen geistigen Elite Deutschlands geschaffen. Mein Porträtbildnis hat er vor einiger Zeit gemalt. Graff war rechtaufgeräumt, begann gleich einige brauchbare Skizzen für Rikes Porträtbildnis zu machen und wußte vieles Gute über unsere Zweibrücker Maler zu sagen. Besonders rühmte er die Galerie auf dem Karlsberg, die er einmal auf dem Weg in seine Schweizer Heimat besuchen will. Unsere guten Zweibrücker werden sich wundern, wenn in meinem Haus ein Bild von Graff hängt, den unser Malerkreis als ein heimliches Idol verehrt.

*

Mon Dieu, zwei schlaflose Nächte kostete mich diese preußische Eilpost aus Berlin. Völlig indisponiert bereitete ich mich auf eine Audienz in Sanssouci vor, diese Hast! Vor fast genau vier Jahren war ich das letzte Mal in Sanssouci, auch damals die gleiche Eile. Wenn es diesmal nur gut geht, ich habe seit Dresden kaum geschlafen. Riki ist inzwischen nach Berlin weitergereist und erwartet mich im Gasthof ‚Stadt Paris‘, wo wir während unseres Berliner Aufenthaltes inkognito wohnen werden. Die Meute von Wien bis Petersburg ist hinter meiner geheimen Mission her und wittert Geheimverträge und höchst politische Entscheidungen.



Friederike Louise von Hofenfels. Gemälde von Anton Graff.

Ich bin nervös wie ein Schüler vor dem Examen. Mein politisches Konzept ist klar und bestens ausstaffiert mit Argumenten. In Sanssouci habe ich das diplomatische Fechten gelernt und weiß mich nun auch dort zu wehren, wo ich damals einen Angriff nicht vermutete. Sowohl den Brief Paulus an die Römer, 13/1-7 wie auch den Hebräerbrief 13/14 habe ich memoriert, auf daß er den Pfarrerssohn in Diplomatenmission gerüstet findet. Dieser Preußenzar hat mich vor vier Jahren arg attackiert mit seinem Bonmot zu Matthäus 22/21. Wie wäre ein solches Gespräch je auf dem Olymp möglich!

*

Zum zweiten Mal in Sanssouci. Drei Stunden lang stand ich dem König Rede und Antwort. Obgleich Majestät in diesen Sommermonaten bereits um vier Uhr morgens aufsteht und andere Besucher schon in den frühen Morgenstunden zur Audienz befiehlt, empfing er mich erst in den späteren Vormittagsstunden und vergaß das zweite Mal beim Wandeln durch den Park sogar die übliche Abnahme der Parade. Welch ein Unterschied, wenn ich bedenke, wie die Audienzen bei uns verlaufen. Dieses Sanssouci ist zur jetzigen Jahreszeit ein Blütenmeer; wir haben zwischen hoher Politik und meinen bayerischen Plänen auch über Rosenkultur gesprochen; ich werde von Vater Simon einige Sorten ‚Souvenir de Malmaison‘ besorgen und dem Gärtner von Sanssouci schicken. Auch mehrere nordwestlich von Zweibrücken bei Schwarzenacker aufgefundene Totenurnen aus römischer Zeit erbat sich der König für sein Altertumskabinett.

Seinen Neffen in Potsdam findet Friedrich II., wie mir Minister Hertzberg zuflüsterte, linkisch, eigensinnig und launenhaft. Der preußische Thronfolger lebt in diesem Soldatennest Potsdam wie ein Almosenempfänger. Mein Besuch bei Friedrich Wilhelm in diesen Tagen bekräftigte unsere freundschaftlichen Gefühle. Der König ist einundsiebzig, seine Gesundheit ist nicht

die beste, auf dem Zweibrücker Schachbrett ist Friedrich Wilhelm eine wichtige Figur. In Potsdam könnte ich auf die Dauer nicht leben, da lobe ich mir mein Kleinparadies in der Pfalz.

Unser Quartier in Berlin ist ein Ärgernis für die österreichischen, russischen und auch die französischen Diplomaten. Ich fördere das diplomatische Puzzlespiel und tue geheimnisvoller, als es meine und Preußens Sache erfordert. Was tue ich Unrechtes? Ich will den Frieden, und was ich tue, soll dem Frieden in Europa dienen. Wien hat höchst gefährliche politische Pläne, die das Gleichgewicht stören. Wie oft habe ich darüber referiert und in langen Schriftsätzen meine Pläne zur Erhaltung des Gleichgewichtes im Spiel der Großmächte dargelegt. Wien sucht einen Ausgleich des Verlustes von Schlesien und strebt in Süddeutschland eine Länderbrücke zwischen Österreich und den habsburgischen Besitzungen in Schwaben an. Die herrschende Clique in Bayern steht auf Seiten der österreichischen Annexionisten. Ich werde die Herren in München zwingen, den Frieden und Bayern zu retten. Friedrich nannte Karl Theodor einen Tölpel, einen Ignoranten und Verräter. Ich halte ihn für einen armen Gefangenen seiner Hofcanaille. Meine Unionspläne werden das habsburgische Fieber in München kurieren!

*

Riki umarmte mich heute früh und gestand mir ihr Geheimnis: sie ist in Hoffnung. Im kommenden Frühjahr wird unser Kind geboren. Ich bin übergücklich!

Wir sind nun fast drei Monate in Berlin, es ist Herbst; ich muß bald heimkehren, schon wegen Riki. Der knauserige Bankier Schmalz in Mannheim hat sich beklagt, daß mein Berliner Aufenthalt zu teuer kommt. Dabei sparen wir jeden Taler und gehen fast alle Wege zu Fuß. Sobald Friedrich aus dem Manöver in Schlesien zurück ist, werde ich um eine Abschiedsaudienz bitten. Ich habe viel Zeit, um diesen preußischen Staat und seine

Verwaltung zu studieren. Die Bürokratie ist in diesem Lande eine Art Aristokratie des Geistes. Die praktische Vorbildung der Beamten ist wichtiger als gelehrte Studien; Ökonomie und ein gesunder, natürlicher Verstand gehören in den preußischen Kanzleien zur Paragraphenauslegung, die sonstwo überall in Aktenstößen erstickt. Friedrich II. ist ein Homme-Dieu, zu dessen Füßen die Canaille zittert. Wo habe ich je in Versailles und bei unseren deutschen Souveränen eine solche Gestalt gesehen? In seiner Nähe empfinde ich höchste Beglückung, Riki muß ihn kennenlernen.

Warum atme ich in diesem Land auf und erfahre, wie sehr ich ein doppeltes, ganz voneinander verschiedenes inneres und äußeres Leben lebe? Hier bin ich nicht der geduldete Bürger, dessen Dienste man braucht und dessen Stand unter den alten adeligen Geschlechtern keinen Klang hat, eben der jüngstgeadelte Bürger, auf den man herabsieht seit den Jahren am Gymnasium in Zweibrücken, wo die Scholaren an der Lateinschule getrennt nach adeliger und bürgerlicher Herkunft behandelt werden. Ich bin der Bürgerliche geblieben überall, nur hier bin ich frei und werde nach meinen Handlungen geschätzt. Und was ist wichtiger als dies?

Neben einigen französischen Stücken sahen wir ‚Minna von Barnhelm‘ von Lessing, ein vor zwanzig Jahren geschriebenes Stück, das eine herzhaft Sprache kennt. Keines der langweiligen Hofstücke mit ihren rührseligen Spektakelszenen.

*

Ein erlebnisreicher Tag, dieser 28. November. Audienz beim König und Einladung zum Souper. Minister Hertzberg und einige Potsdamer Herrschaften saßen mit zu Tisch. Seit Jahren findet nur gelegentlich eine Abendtafel statt; statt der üblichen acht Schüsseln wurden weit über zwanzig aufgetragen. Friedrich II. liebt frisches Obst, es gab Bouillon, Boeuf à la Russe und Salate. Bei Tisch sprachen wir kein Wort über Politik,



Die Hand des Königs. Detail aus dem Gemälde „Friedrich der Große“ von Hempel (um 1765). Bayerische Staatsgemäldesammlungen, München.

der König unterhielt sich mit Riki angeregt über pfälzische Gerichte, von denen ihm Graf Goertz wohl Wunderdinge berichtet haben mag. Wie unser Herzog liebt der König schwere und scharf gewürzte pikante Speisen.

Die Tafel verlief auf die angenehmste Weise, ich hatte bei Tisch und auch hinterher reichlich Gelegenheit, im Gespräch des Monarchen Wesensart zu studieren. Dabei fiel mein Blick immer wieder auf seine Hände, die seine lebhaftere Unterhaltung durch sparsame Gesten begleiteten. Seit meinen jungen Jahren studiere ich nicht nur die Gesichter, sondern auch die Hände in ihrem Ausdruck; auf meinen Reisen fand ich hierzu oft genug Gelegenheit in der Gesellschaft Unbekannter im engen Fond der Reisekutschen. Diese Hände hier verkörpern in ihrer Gestalt Wesen und Wirklichkeit eines ganzen Menschen. Schon bei den ersten Audienzen war mir die Bewegung flüchtig und doch höchst eindrucksvoll in Erinnerung; nun, an diesem Abend, fand ich Zeit zu einem Studium, das unauffällig blieb, mir aber höchst einprägsam wurde. Die Hand schien mir in ihrem Rumpf schmal und doch vital in ihrer Lebenskraft. Welt und Leben im Bereich der Natur, des Seelischen und Geistigen sind bei solchen Händen geordnet und gestaltet; mir schien die Hand mehr eckig als oval und auch die Finger deuteten auf harmonische Ordnung, Gleichmaß und Gesetzlichkeit. Obwohl der Daumen kräftig und nicht gering in seinem Größenverhältnis zur Hand, wirkte der Zeigefinger stark und reichte fast bis zum Mittelfinger, während der Ringfinger, an dem ein schmuckloser Reif steckte, weniger ausgebildet ist. Wollte ich meine Kenntnisse vom Menschenbild am Ausdruck dieser Hand zu einem Urteil führen, so zeigte sich mir ein Mensch von hohem Geist, einer in sich geschlossenen und abgegrenzten Welt, in der keineswegs die Fülle des Lebens erstirbt. Die Hand des Königs gab mir manche Erklärung für Wesen und Charakter dieses Souveräns, der viele gekränkt haben mag, der mir aber manches Löbliche

gesagt und in meinem politischen Werk niemals versagt hat, was dem Ganzen nützlich sein konnte. Was mochte mir zu dieser Stunde die Tabatière bedeuten, die mir Friedrich II. schenkte und von denen er 1500 besitzen soll. Wie vor vielen Jahren wird man an den Höfen überall von der Tabakdose des Königs zu berichten wissen und die Nachwelt mit dieser Mär beglücken.

*

Wir sind auf der Rückreise. Ich bin besorgt um Riki, sie fühlt sich nicht wohl und verträgt das Winterwetter schlecht. In Dessau und Jena haben wir einen Tag gerastet, der mit politischen Gesprächen über meine Unionspläne ausgefüllt war. In Jena zeigte ich Riki die Universität und die Straße, wo ich vor 18 Jahren gewohnt und als Student manchen Streich vollführt habe. In Weimar hatte ich die Gelegenheit, den Minister Goethe kurz zu sprechen; er arbeitet an einem geheimen Entwurf für einen Bündnisplan, der meinen Konzeptionen weitgehend entspricht. Die Unterhaltung mit dem bei Hof hochgeschätzten Herrn ließ mich erkennen, daß sein Geist dem heutigen Deutschland mit seinen 1800 Souveränen weit vorausgeeilt ist.

Auch in Speyer werden wir kurze Rast machen. Der Fürstbischof ist meinen Bündnisplänen wohlgesinnt. Preußen gilt auch hier als Beschützer der Schwachen. Meine Pläne nehmen greifbare Gestalt an und werden meine Stellung in Zweibrücken stärken. Wie werde ich den Olymp wiederfinden? Riki drängt nach Hause.

Zwischen meinen Aktenstößen im Reisekoffer mit den Entwürfen für einen Bündnisplan und meinen Notizen über die zahlreichen Verhandlungen und Besprechungen liegt ein ‚Brief‘, ein Gespräch mit – meinem Sohn! Wird es ein Sohn werden? ‚Dein Bild ist an diesem Tag in mir lebendig‘, schrieb ich an jenem Abend in Weimar. ‚All mein Tun ist deiner Zukunft gewidmet, was ich schaffe in dieser Zeit, soll einst dein

Leben, deine Kindheit, deine Jugend sichern. Ich will, daß du glücklich werdest in deinem jungen Leben! Du sollst einen guten Freund haben in mir, du sollst klug und weise werden, und in deiner Herzengüte reich und groß‘. Anfang Mai wird das Ereignis sein, das mir Erfüllung meines bisherigen Lebens bedeuten wird. Morgen sind wir in Zweibrücken, das Jahr geht zur Neige. Wahrlich, ein ereignisreiches Jahr!

*

Ich habe einen Sohn! Er kam zur Welt, als ich einige Tage in Speyer weilte und mit Fürstbischof Damian Graf Limburg-Styrum über meinen Allianzplan verhandelte.

Mein Glücksgefühl ist unsagbar. Riki ist wohlauf, Bibi betreut sie mit unserer treuen Mouche. Karl August will die Patenschaft übernehmen, der Junge wird Karl August Friedrich Ludwig Ewald getauft. Wir werden in Carlos nennen, wie Pfeffer den Kleinen in einem reizenden Brief an Rike titulierte hat.

Nun mögen auch meine politischen Pläne gedeihen. Der hohe Prälat in Speyer steht zu unserer baierischen Sache. Ich liebe diese Stadt, die Stromlandschaft mit der Silhouette des Kaiserdomes. Die Krämergasse zwischen Dom und Altpörtel fehlt mir in Zweibrücken. Ich finde solche Stadtbilder vertrauter als die schnurgeraden Straßen Mannheims, das am gleichen Strom liegt, aber von einem ganz anderen Geist beherrscht wird.

Mein Sohn schreit, ich muß zu Riki und meinem kleinen Carlos hinüber.



3

Während in Berlin Professor Kant zu der Frage Stellung nahm ‚Was ist Aufklärung‘ und ‚Unser Zeitalter‘ nach dem Stand der Dinge das ‚Zeitalter der Aufklärung‘ nannte; während nach dem erfolgreichen Aufstieg des Ballons der Brüder Montgolfier auch Goethe sich intensiv mit Naturwissenschaft befaßte und Versuche mit Heißluftballons unternahm; während in England ein grundlegender Wandel in der Methode der Warenproduktion im Gange war und durch Ausnutzung der Dampfkraft durch geniale mechanische Vorrichtungen die Produktion vervielfacht wurde; während im April 1784 in Mannheim unter großem Beifall des Publikums Friedrich Schillers ‚Kabale und Liebe‘ aufgeführt und damit der Mißerfolg der Anfang des Jahres inszenierten ‚Verschwörung des Fiesko zu Genua‘ ausgeglichen wurde; während die Zarin von Rußland, Katharina II., durch die Allianz mit Österreich begünstigt, die Krim in Besitz nahm und George Washington nach achtjähriger Abwesenheit wieder als einfacher Bauer und Bürger auf seinem Gut Mount Vernon wirkte, bereitete Hofenfels in Zweibrücken den Abschluß des Bündnisses der deutschen Fürsten vor.

Auf dem Karlsberg errang die Partei der Österreicher, unterstützt von dem russischen Diplomaten Romanzow, politischen Einfluß, der Hofenfels‘ Stellung gefährlich werden konnte. Aus Versailles war keine Unterstützung zu

erwarten, Hofenfels sah sich isoliert und wandte sich an Berlin um Hilfe. Unter der Vorspiegelung einer Rheinreise planten Karl August von Weimar und sein Minister Goethe einen Besuch auf dem Karlsberg. Am 21. August 1784 starb der achtjährige Erbprinz Karl August Friedrich unerwartet, die angekündigten diplomatischen Besuche auf dem Karlsberg unterblieben.

Wieder war höchste Gefahr: Österreich schlug Kurfürst Karl Theodor einen Tausch zwischen Bayern und den österreichischen Niederlanden vor. Der Tauschplan alarmierte die Großmächte, der Unionsplan Hofenfels‘ beschäftigte die diplomatischen Kanzleien vom Karlsberg bis Berlin, von Versailles bis Petersburg.

Am 25. Dezember 1784 beging Hofenfels seinen 40. Geburtstag.

Zweibrücken 1784

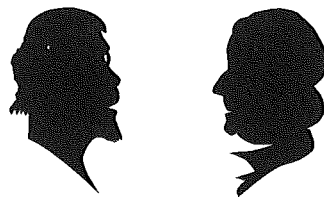
MON DIEU, DIESER CREUTZER! Eines der übelsten Subjekte, die den Olymp bevölkern. Aalglatt, gerissen, listig, schlau, verschlagen, pffiffig, durchtrieben, abgefeimt, heimtückisch, intrigant, doppelzüngig und ränkevoll, – welches dieser Worte paßte nicht zu diesem Weiberknecht, diesem Kriecher, Schweifwedler, Schnüffler, Schleicher, Leisetreter, Schmarotzer, dieser widerlichen Hofschranze! Hat dieser Burschenicht schon wieder ein Pamphlet gegen mich losgelassen und tut doch, wie er mich sieht, süßfreundlich, schlangenfalsch, schönthuend und katzenfreundlich. Seit er weiß, daß ich kürzlich bei einer Soiree im Salon der Frau von Cathcart in diplomatischer Vertraulichkeit für jedermann hörbar erklärt habe, diese Laus im Fell des Pfälzer Löwen würde ich mit einer Hand zerdrücken, hetzt er ‚ours‘, den russischen Bären Nikolai Petrowitsch, gegen mich, der allzu gerne Karl August mit austrischen Liebeschwüren betören möchte. Graf Romanzow ist ein geschickter diplomatischer Seiltänzer, mit dem Traktat ‚Lettre de Maroque‘ verteilte er hohe Ordensauszeich-

nungen der russischen Kaiserin an die Herzogin und ‚poularde‘, die aufgeplusterte Esebeck. Die Esebeck fühlt sich seitdem Petersburg und Wien besonders eng verbunden, was auch ‚pou‘, dem ränkereichen Creutzer, nur gelegen sein kann. Seine Agenten schnüffeln wie Spürhunde hinter mir her, sogar mein Schreibtisch wurde heimlich erbrochen, um belastendes Material gegen mich zu finden.

Wie gerne ziehe ich mich zurück in die friedliche Oase meines Heims. Mein Söhnchen macht sich prächtig; Rikis Freundin Bibi ist oft mit ihrer kleinen Tochter Linette³⁾ bei uns, die beiden Kleinen werden seit dem Tode des Erbprinzen bei Hof arg verhätschelt. Karolines Patin ist die Herzogin, meinem Karl August mußte ich den Namen seines hohen Paten auf dem Karlsberg geben. Eigentlich wollten wir ihn nach dem Opa Johann Jakob nennen.

Meine Beziehungen zum Olymp beschränken sich auf diese Gunsterweisungen. Diese cocus, pous, grilons, canards, moutons, renards und das ganze Otterngezucht auf dem Olymp weiß sich nicht groß genug zu tun mit Schmähungen und Demütigungen, die auf allen Schleichwegen meine Stellung im politischen Gegenspiel erschüttern sollen. Täglich wiederhole ich mir den 64., den 120. und den 140. Psalm, die ein frommes Gemüt trösten, aber nicht den Zorn eines pfälzischen Ministers zu dämpfen vermögen. So schließe ich mein Psalmgebet mit dem unchristlichen Wunsch, Psalm 140/4 möge sich wider sie kehren und das Otterngift unter ihren Lippen ihre Eingeweide zerfressen. Wollte doch Karl August auf Prinz Max hören und diese poularde mitsamt pou zum Teufel jagen.

³⁾ Mannlichs Tochter Karoline Amalie wurde am 16. Februar des gleichen Jahres geboren wie Hofenfels' Sohn Karl August. Karoline von Mannlich führte in späteren Jahren den Haushalt des Vaters in München. Sie starb am 29. Juli 1830, ihr Grabmonument aus Bronze, einst in den Arkaden des südlichen Friedhofs in München, zeigt sie in wallendem Gewand, auf einem Ruhebett schlafend. Das Monument befindet sich jetzt im Hof des Münchner Stadtmuseums.



Das slawische Glotzauge wurde der Petersburger Diplomat Romanzoff auf dem „Olymp“ genannt (links). Ein Hauptakteur auf dem „Olymp“ war Abbé Salabert.

Eine unserer Lieblingsbeschäftigungen ist das Schneiden von Silhouetten, die wir in Mappen aufbewahren und unter unseren Freunden austauschen. Rike hat in diesem Spiel eine hohe Kunstfertigkeit erlangt und konterfeit jedermann in wenigen Schnitten. Meine Silhouetten sind plump und mehr grotesk in ihren koboldhaften Umrissen. Während Rikis Porträts mehr dem Original schmeicheln, konterfeie ich weniger die Physiognomie als den Kerl, der innen steckt. So ist meine heimliche Sammlung der Marionetten auf dem Olymp und anderenorts, wo ich sie antreffe, ein ganz undiplomatisches Bilderbuch; meine Nasengalerie hat treffliche Exemplare, die im Schattenriß gar köstliche Formen annehmen.

Bei uns in Zweibrücken kam dieses Schneiden von Schattenrissen erst in Mode, als Goertz zu Besuch weilte und über Lavaters ‚Physiognomische Fragmente‘ berichtete. Freund Goertz, der durch seinen Weimarer Kreis mit Lavater korrespondiert, wußte sonderbare Dinge von diesem frommen Gelehrten, so über seine Sonntagsstudien nach der Predigt. Milde Gaben sammelnd, achtet er mehr auf die Hände als auf die Münze und versucht auf diese Weise sich die Gestalt der Kirchenbesucher vorzustellen. Solche und ähnliche erstaunliche Dinge über der Menschen Wesen und Charakter zu erfahren, war mir seit jeher erwünscht, wie mir Stirn, Augen, Nase und Mund, ihr Ausdruck und ihr Verhältnis zueinander, stets gleich wichtig erschien wie die Haltung des Körpers, Gebrauch und Gestalt der

Hände; hatte ich durch dieses Wissen auf physiognomischen Wegen mein Gegenüber erfaßt und studiert, war ich bei meinen Unterredungen und Verhandlungen schnell Herr der Gedanken, für einen Diplomaten fürwahr keine geringe Kunst.

So treiben wir unser Spiel mit den Silhouetten auf nützliche Art, wobei Riki Album und Bücher, Wandbilder und Medaillons schmuckvoll ziert und mit Bibi sich von Mannlich im Zeichnen und Malen weiter unterweisen läßt. Mannlich lächelt nachsichtig über unser dilettantisches Treiben, fand aber einmal meinen Versuch, ihn zu konterfeien, possierlich und nahm das Blatt mit nach Hause. Mit Lavaters philosophischer Sinnesweise weiß er nichts anzufangen, wie ihm alles Methodische verhaßt ist. Jede Schwärmerei ist ihm, da er mit einer Planskizze ebenso meisterhaft umzugehen vermag wie mit Leinwand und Pinsel, aus der Zeit der Mannheimer Akademiejahre her ausgetrieben; während Lavaters Physiognomik auf der Überzeugung ruht, daß die sinnliche Gegenwart mit der geistigen durchaus zusammenfällt und ein Zeugnis von ihr ablegt, ja sie selbst vorstellt, studiert Mannlich kühl die Formen nach antiken Vorbildern und der Natur.

*

Obwohl Abbé Salabert in seinem aufgeputzten Haus bei Homburg große Soirees veranstaltet und alles zum Empfang und zur Bewirtung des Hofes mit des Herzogs Gulden tut, sind die Abende bei Frau Cathcart weit gemütlicher und weniger steif. Unser guter ‚agnelet‘, wie wir diese geistreiche und warmherzige Frau im engen Kreis nennen, hat wahrlich die Züge eines frommen Lämmchens; ‚agnelet‘ empfängt in ihrem Salon alles, was in der Kunst und Literatur einigen Rang besitzt. Sie selbst ist in liebenswerter Weise geistreich unterhaltend, kennt die neuesten literarischen Erscheinungen und weilt, seit die Aufführungen des jungen

Dichters Schiller am Mannheimer Theater das Publikum erregen, zu jeder Premiere in der kurpfälzischen Residenz. Vor zwei Jahren sah sie die Aufführung der ‚Räuber‘, von dem Schauspieler Boeck als Karl Moor schwärmt sie seither, während sie mit der Derbheit und dem Freiheitsgeschrei der ‚Schillerianer‘, wie sie die Dramenschreiber dieser Zeit mit ihrer Vergötterung der Naturmenschen im Sinne Rousseaus bezeichnet, nichts anzufangen weiß. Mit ihrem Mann, unserem Oberhofmarschall und der olympischen Klatschente, lebt sie in einem ständigen Streit; ‚canard‘, wie wir ihn nennen, ist ein Zitaterich, der bei jedem dritten Satz ein Bonmot Voltaires zum besten gibt und gegen die Zunge stößt. Sein atheistischer Eifer wirkt keineswegs überzeugend, oft kommt es zu geistreichen Gefechten mit Voltairezitataten kontra Bibelworte, wobei mir Abbé Salabert trotz seiner pantheistischen Neigungen mit theologischen Tiefschlägen zu Hilfe kommt.

Freund Goertz verbringt seine Abende, wenn er zu Besuch in Zweibrücken weilt, gern in unserem Kreis, der die modischen Allüren der Pariser Bureaux d’Esprit ablehnt und mehr den weimarischen Gesellschaftsstil pflegt. Mein guter Goertz, seit Jahren eingeführt und jedermann als Kolporteur literarischer Neuigkeiten bekannt, verstand es, auf die entzückendste Art Anekdoten zu erzählen, wobei es vorkam, daß er über manches berichtete, was uns längst bekannt war. Nachsichtig hörten wir stets zu, spendeten Beifall, wie letztthin, als er die Geschichte von der Pariser Reise vor zehn Jahren mit seinem Weimarer Erbprinzen erzählte. Als dabei wieder der Name Rousseaus, den Goertz mit seinem jungen Herrn in Paris besuchen wollte, fiel, beifällig aufgenommen, rümpfte unser Lämmchen abweisend die Nase, während ‚canard‘ in einem Atemzug die Prinzipien Rousseaus über die Religion verteidigte und eine Antithese Voltaires zu dem gleichen Thema zitierte. Was ihm gleichzeitig den Zorn unserer verehrten Gastgeberin und einen sanften Verweis des Abbés einbrachte.

Die Causerien im Salon der Frau von Cathcart wurden angenehm unterbrochen durch die Verlesung eines Briefes vom kleinen Müller, der seit sechs Jahren in Rom lebt und der sich weithin unter Hien und Mannlich als Maler einen ansehnlichen Ruf erworben hat. Lämmchen schätzt ihn mehr als Dichter und korrespondiert eifrig mit ihrem römischen Musenfreund, der sie hin und wieder mit Versen und dem neuesten Klatsch seiner befreundeten Kurienprälaten beglückt. An diesem Abend berichtete Goertz, der für einige Tage zu wichtigen politischen Verhandlungen in Zweibrücken weilte, über Neuigkeiten, die er aus Potsdam, Dresden, Dessau und Weimar mitgebracht hatte, wobei er eine Aufführung des Stückes ‚Clavigo‘ von dem am weimarschen Hof geschätzten Goethe erwähnte, der vor zwei Jahren geadelt wurde und von dem es heißt, er befasse sich mit einer dichterischen Neufassung der Faustsage. Lämmchen, kaum daß sie dies vernommen, fuhr auf und begann eine Disputation über die Faustdichtung ihres Lieblings Müller, die dieser vor Jahren schon in Mannheim begonnen und von der sie einige Teile kennengelernt hatte. Gleich war sie aus ihrem Bücherkabinett zurück und trug uns aus Müller's ‚Fausts Leben‘ jenes vor, was ihr besonders gelungen schien, mir dünkte alles zu ungefügt im Drang der Gefühle, so wie Faust sie in seiner Studierstube hinausbrüllt. Lämmchen, ganz erfüllt von der Leidenschaft ihres Dichterfreundes, ließ sich hinreißen und deklamierte voll Pathos: ‚Du Abgott, in dem sich mein Inneres spiegelt! Wie ruft's? Geschicklichkeit, Geisteskraft, Ehre, Ruhm, Wissen, Vollbringen, Gewalt, Reichtum, alles, den Gott dieser Welt zu spielen – den Gott! Ein Löwe von Unersättlichkeit brüllt aus mir; der erste, oberste der Menschen!‘ Dann warf Lämmchen hingerissen das Buch weg und zitierte atemlos: ‚Weg! Du verstörst mich. Mir schwindelt das Gehirn; reiße mich da nieder, wo du mich erheben willst; machst ärmer, indem du von ferne zu reiche Hoffnungen zeigest.‘ Ganz im Sinne der Regieanweisung Müllers und hingerissen von ihrer eigenen Ergrif-

fenheit warf Lämmchen das Buch zu Boden. Wir diskutierten lange noch über diese Dichtung und über die Idyllen des Poeten, der bei uns als ‚Maler Müller‘ bekannt ist. In Rom scheint seine poetische Ader zu versiegen, was Lämmchen arg betrübt. In jedem ihrer Briefe an ihn beschwört sie den hitzigen Meister, den Pinsel wieder mit der Feder zu vertauschen. Ob ‚Fausts Leben‘ je zu Ende gedichtet wird?

Unsere Tafelrunde gibt Anlaß zu mancherlei Kurzweil, wie ich sie in anderen Städten oft miterlebt habe und die, scheint mir, in unserem Kreis durch das pfälzische Naturell gefördert wird. Selbst Pfeffer, der trotz seiner Plattfüße ständig auf den Füßen ist und dem das Sitzen höllisch schwer fällt, harrt bei unseren heiteren Spielen geduldig aus und wechselt von seinem eleganten Französisch zu dem schwerfälligen Elsässer Dialekt über. Wir haben ihm das stumpfe Kartenspiel längst abgewöhnt, wie es in Versailles Mode ist; besonders gefallen ihm unsere Abende, an denen wir ein geistreiches Maskenspiel treiben und einer romantischen Fiktion nachgehen. Goertz und Mannlich, den man einst in Düsseldorf nicht in den Orden von der Lorenzodose aufgenommen hat, weil man ihn in diesem empfindsamen Bund zu frivol fand, sind die eigentlichen Väter unserer Tischrunde; Goertz, dessen Anekdotenreichtum unerschöpflich ist, erinnerte sich einmal einer Geschichte, die Goethe ihm aus seiner Wetzlarer Studienzeit erzählt hatte. Dort fand man sich an einer großen Wirtstafel zusammen, wo eine Rittertafel, mit Kanzler, Heermeister, wichtigen Staatsbeamten und Rittern gemimt wurde, wobei einem jeden ein Rittername mit einem Beiwort zugelegt wurde. Diesen Herrn von Goethe nannten sie den Götz von Berlichingen, was ihn zu seinem Ritterstück mit gleichem Namen geführt haben mag. Das Fratzenspiel mit Ritterschlag wurde mit manch geheimnisvollen Possen allen Ernstes betrieben und fand bald da und dort Nachahmung. Auch uns bot diese Kurzweil Reiz genug, die Welt zwischen Versailles, Wien, Petersburg und München einmal anders

anzusehen und unserer Zeit mit Siebenmeilenstiefeln zu entrinnen. Bei dieser ‚Flucht‘ verhalf uns Lämmchens Phantasie zu den ausgefallensten Streichen, und wir bedienten uns auf den Reisen in die Vergangenheit auf heimlichen Wegen der Bibliothek auf dem Olymp, deren Räume wie die Galerie und die anderen Schätze auf dem Karlsberg Karl August wie ein Berggeist hütet.

Meine geschichtliche Liebe galt seit dem 16. Lebensjahr, als ich mich mit einem Heldendrama versuchte, dem goldenen Zeitalter des Augustus, wobei die alten Römer am Hofe Christians IV. lebten und pfälzisch sprachen. Bei unseren literarischen Tafelrunden ergaben jedoch die Gespräche zwischen Shakespeare und Cervantes um 1600, die imitierten Unterhaltungen Luthers mit Ignatius von Loyola 1521 vor dem Reichstag zu Worms, eine Konversation zwischen Dante und dem Großchan Kublai Chan auf dem Kapitol zu Rom, Suleiman dem Prächtigen mit Montaigne auf dem Konzil zu Trient, ein weit intimeres Kolorit, wobei die Rollen jeweils verteilt wurden, alle zugleich aber Figuren aus den einzelnen Epochen zu spielen hatten. Bei unseren historischen Streifzügen gelangten wir auf seltsamsten Wegen selbst zu Ereignissen, die infolge eines heiteren Saltos der Weltgeschichte sich niemals ereigneten; so fand ‚grillon‘, der Hofnarr auf dem Olymp, einen zweihundertjährigen Kalender, auf dem die Tage vom 5. bis 14. Oktober 1582 fehlten. Also wurde denn eine Begegnung Kaiser Karl V. mit Iwan dem Schrecklichen auf das Datum des 10. Oktober 1582 angesetzt, nur einige wenige ließen sich mit der Bemerkung entschuldigen, daß man einer Einladung an einem Tag nicht zu folgen vermöge, den es nicht gegeben habe.

Ein von Pfeffer vorgestellter Monsieur Durand, ein witziger Kopf mit zwei vollkommen anders gearteten Hälften eines asymmetrischen blassen Gesichts und stechenden Augen, hatte die Idee, zwei Jahrhunderte zu überspringen und mit poetischem Gemüt das 20. Jahrhundert vorzustellen. Zunächst große Ratlosigkeit, dann aber fand der Vorschlag Zustimmung. Lämm-

chen beauftragte den geistreichen Monsieur mit dem Arrangement dieses Abends, der uns in einige Verlegenheit versetzte. 1984, – wie sollte sich ein Mensch unserer Zeit in ein fremdes Jahrhundert hineindenken, obgleich in den sieben Generationen seit Montaigne, Galilei und Rubens die Menschheit keine allzu großen Sprünge auf dem Weg in das gelobte Land des ewigen Friedens getan hat. Immerhin, so wurde eingewendet, wird das 20. Jahrhundert keine Kriege mehr kennen, denn schon unser Jahrhundert erlebte zwanzig lange Friedensjahre, während dies noch im 16. Jahrhundert unmöglich schien. Zudem haben unsere Kriege einiges von ihren früheren Schrecknissen verloren, man unterbricht zur Winterszeit die Bataillen, erweist sich mancherlei Höflichkeit und trifft sich zu Bällen, Empfängen und Konzerten. (Ich denke hierbei an unseren lustigen Kartoffelkrieg vor sechs Jahren in Böhmen, über den ich später einmal ein Anekdotenbändchen schreiben möchte.) So also bei der weiteren Ausbreitung der humanitären Ideen sollte der Fortschritt in den nächsten zwei Jahrhunderten die Menschheit zu allgemeinem Wohlstand führen. An jenem Abend erschien denn ein seltsam aufgeputztes Völkchen in friedlichster Vollkommenheit und geistreichster Vermummung ihrer menschlichen Schwächen. Pfeffer, ein Sprachgenie, der sich auf derartige Späße verstand, konstruierte ein Kauderwelsch von Weltsprache, die zunächst eine ergötzliche Verständigung aus Laut und Gebärde ermöglichte, dann aber eine babylonische Sprachverwirrung hervorrief. Ohne unser friedliches Mummenspiel zu gefährden, griffen wir auf unser gewohntes Pfälzisch zurück, das sich auch im 20. Jahrhundert als eine brauchbare Weltsprache in unserem Schattendasein erwies.

Mr. Durand, ein etwas wirrer Schöngest mit sektiererischer Weltschwärmerei, zauberte uns ein Zeitalter in wohlgesetzten Hexametern vor, das weder Stände noch irdische Not kannte. Ein Weltreich von Brüdern, das paradisisch schien und sich von den Ideen der ‚Utopia‘ des Thomas Morus nährte, den Mr. Durand in

seinem poetischen Werk gleichfalls ins 20. Jahrhundert versetzte, was zu einigen Spannungen mit Herrn von Cathcart führte. ‚Canard‘, der sein Zeitalter verehrte und keinerlei Neuerungen duldete, bestritt, daß je ein Mensch glücklich sein könnte in einem ständigen Zustand des Glückes. Worauf sich das ganze 20. Jahrhundert in einen ernsten Disput über die Natur des Menschen und die Grenzen des Fortschritts auflöste und das Jahr 1984 einer Fratze glich, aus der mehr Teufel als Engel hervorschauten. Man fand diesen vollkommenen Zustand jedoch bald langweilig und unerträglich und beschloß, lieber mit den befohten Hunden unserer Zeit zu leben und sich kräftig das Fell zu jucken als mit den geschwänzten Engeln von 1984, deren wir nach wenigen Stunden schon überdrüssig geworden waren.

*

Heute am Weihnachtstag 1784 bin ich 40 Jahre alt geworden. Ich überdenke das letzte Jahrzehnt und ziehe Bilanz. Wenn ich fünfzig bin, werde ich die Tätigkeit als voyageur politique aufgeben und meinen Neigungen nachgehen. In zehn Jahren werden meine politischen Pläne ihre Erfüllung gefunden haben; das Projekt, wodurch der ganze politische Zustand von Deutschland und von ganz Europa umgeändert werden soll, ist durch die Allianz gefestigt und wird die Zeit überdauern. In München, wenn einst die Pläne Karl Augusts verwirklicht werden und nahe Dachau ein neuer und nach seinem Vorhaben weit prächtigerer Karlsberg entsteht, werde ich meine Studien über Politik und Staatskunst fortführen. Über allem meinem Handeln steht ein Wort Montesquieus, das er vor der Akademie von Bordeaux gesprochen hat: ‚Ist es nicht ein schönes Ziel, daran zu arbeiten, die Menschheit glücklicher zu hinterlassen, als wir selbst es waren?‘ Ein großes Lebenswerk liegt noch vor mir; in Bayern werde ich vollenden, was in den langen Jahren vorbereitet wurde und in meinen Aufzeichnungen niedergelegt ist.



Pfalz-Bayern sollte, so sahen es die politischen Pläne des Ministers Hofenfels vor, zu einem der größten und bedeutendsten Staaten Deutschlands werden. Seit der Rückreise von Potsdam stand der ‚Fürstenverein‘, die Allianz deutscher Landesherren, im Vordergrund seiner diplomatischen Tätigkeit; der Plan, die wichtigsten Fürsten des Reiches mit dem Herzog von Zweibrücken an der Spitze zu einer Union unter dem Schutz Preußens zu vereinigen, mißfiel jedoch Frankreich, das seine politischen Interessen in Deutschland gefährdet sah.

In einer neuen Denkschrift umschreibt Hofenfels das Ausmaß der Pläne eines Fürstenbundes: ‚Projekte, wodurch der ganze politische Zustand von Deutschland, mithin auch von ganz Europa und in der Folge von allen Weltteilen umgeändert werden solle, machen sich bekanntlich nicht durch einen Coup de main, sondern sie müssen von langer Hand vorbereitet und die sich denselben vorlegenden Hindernisse nach und nach aus dem Weg geschafft und endlich erst bei einem günstigen Augenblick vollends durchgesetzt werden.‘ Mit großem diplomatischem Geschick geht Hofenfels vor und erinnert in seiner Denkschrift daran, daß jedesmal, wenn man fremde Mächte zu Hilfe gerufen habe, Deutschland geschwächt, seine Alliierten hingegen reicher geworden seien. In Zweibrücken hatte sich indessen der Kammerrat von Creut-

zer die Gunst des Herzogs durch Beschaffung von Finanzmitteln erworben. Der Günstling der Frau von Esebeck erlangte am herzoglichen Hof überragenden Einfluß, die österreichische Partei auf dem Karlsberg arbeitete auf den Sturz Hofenfels' hin.

Die kleine Residenz Zweibrücken, schon unter Herzog Christian IV. ein Mittelpunkt bedeutender künstlerischer und literarischer Begegnungen, war auch 1784 ein Musensitz, dem der Karlsberg, das ‚achte Wunder der Welt‘, das höfische Gepräge gab. Karl II. August gehörte zu den Souveränen seiner Zeit, um die sich ein förmliches Dickicht von Legenden wob, in dem sich bis in die Gegenwart die Geschichtsschreiber hoffnungslos verirren. Welch grandios-wirkungsvolles Falschmünzerspiel der ‚Greuelpropaganda‘, die das diplomatische Trommelfeuer Wiens begleitete und dessen Spuren bis in unsere Tage die Köpfe verwirrt.

Zweibrücken 1785

HEUTE GROSSES GALA-SOUPER auf dem Olymp. Meist kommen solche ‚Einladungen‘ plötzlich, so daß ich keine Zeit finde, meinen Staatsrock anzuziehen und mir die Haare frisch zu pudern. Zudem komme ich höchst selten zu der Ehre, ins Allerheiligste vorzudringen, die Hofkamarilla weiß es meist zu verhindern, daß der ‚Buchenberger‘ aus Kusel in die geheiligten Gemäcker vordringt, wobei diese Ratten den Buchenberg mit dem bescheidenen Gehöft aus dem Besitz von Rikis Vater meinen, wo jetzt der Olymp mit seinen pompösen Anlagen steht. Cocu und Belette waren außer mir anwesend, Esebeck und Pfeffel lagen sich seit Tagen in den Haaren wegen einer läppischen Spielwette, die den knauserigen Cocu so sehr kränkte, daß er lieber Lehrbachs Tauschangebot an Karl Theodor in München zugestimmt hätte.

Das Gespräch bei Tisch wurde daher von Pfeffel geführt, der elegant alle politischen Probleme umging

und von seiner Gelehrtentätigkeit als Mitarbeiter an Schöpflins ‚Alsatia Illustrata‘ und den ‚Monumenta Boica‘ erzählte. Auch von seinem Bruder Gottlieb Konrad, aus dessen Dichtungen ich einiges kannte, berichtete Pfeffel in seiner launigen elsässer Art, die auch Riki, sein Mündel, immer entzückt. Er sprach mehr der Speisen zu, es gab Austernpastetchen, Spargel, grüne Erbsen, Karpfenzunge, Fasan, Gänseleberpastete, frische Ananas, Kirschen, Trauben und Erdbeeren, die zu dieser frühen Jahreszeit sehr selten sind und in besonderen Warmhäusern gehalten werden. Cocu taute langsam auf, erheitert von dem Spiel der Affen, Papageien und Sittiche, die sich herumbalgten, während einige Nachtigallen mit ihrem Gesang eine Sommernacht vortäuschten. Die Unterhaltung wurde zunehmend ernster, denn Pfeffel wollte diesmal das neuerliche Intrigenspiel zwischen Wien, München und Zweibrücken mit elegantem Hieb zerschlagen und Esebeck aus den Klauen der Kaiserlichen reißen.



Christian Friedrich Pfeffel. Der Diplomat und Riki-Vormund war eine der farbigsten Figuren im Zweibrücker Hofenfels-Kreis.

Während wir, Pfeffel und ich, mit unserem diplomatischen Gespür das feine Geflecht des von Lehrbach inszenierten jüngsten politischen Ränkespiels in München zu entwirren suchten und die von Wien bis Zweibrücken gesponnenen Fäden aufspulten (wobei Esebeck seinem Frühjahrschnupfen mit einer kräftigen Prise zu Leibe ging), erging ER sich zwischen Gänseleberpastete und dem Obst in phantasiereichen Wanderungen durch seine olympischen Gärten, wobei er die

ihm bekannt gewordenen neuen Münchner Pläne für einen Park nach englischem Stil argwöhnisch kritisierte und ihnen seine eigenen entgegenstellte.

Mir war bekannt, daß nahe München nach einem solchen Plan ein neuer Lustsitz erstehen soll, weit prächtiger als der unsere auf dem Karlsberg. Seiner Gewohnheit zufolge hatte Karl August einen Gartenplan anfertigen lassen, der in Details alle Änderungen nach einem Residenzwechsel in München aufzeigte und in seinen gewaltigen Ausmaßen alles übertraf, was seine ins Maßlose schweifende Phantasie je ersann. Dieser englische Garten in der Münchner Karl-August-Residenz begann außerhalb dem Schwabinger und Karlstor, schloß den Herzog-Klementgarten vor dem Karlstor und Gebäude ein, ebenso das Dorf Neuhausen, das abgebrochen und dessen Häuser aus Stein schöner wiedererstehen würden; auch den Nymphenburger Park und den Hirschgarten nebst deren Schlössern wird der Karl-August-Plan verschlingen, dessen englischer Garten sich an der Dachauer Straße mit Einschluß von Feldmoching und Marienbad entlang bis an den Markt Dachau hinzieht, auf dessen Anhöhe, sein Karlsberg erbaut werden soll. Dieses Schloß wäre erst der Anfang zu weiteren Anlagen dahinter.

In seligste Erinnerung durch diesen Phantasieplan versetzt, sah ich im Geiste alle jene geliebten Stätten wieder, die ich zuerst vor sechs Jahren, dann – welche Traumlandschaft! – vor zwei Jahren auf unserer heimlichen Reise in die kurbaiyerische Residenz erlebte. Werde ich je die romantische Fahrt von Fürstenfeldbruck der Amper entlang und an Dachau vorbei nach München vergessen können? Je die köstliche Brotzeit, die uns Mutter Weiß von der Posthalterei in Fürstenfeldbruck auf den Weg mitgab, von der wir fast eine Woche lang zehrten?

Gesättigt von der üppigen Tafel, wobei nur Esebecks asthmatisches Schnaufen die angeregte Unterhaltung störte, erheiterten wir uns am neckischen Spiel der chinesischen Makropoden, deren leuchtendes Gold-

grün und Rot sich im klaren Wasser des Kupferbeckens spiegelte. Ein herrlicher Frühlingstag, nur vom austri-schen Gewitter verdüstert. War ich je ohne drängende Sorge auf dem Olymp, den die geplagten Lakaien ‚Teufelsloch‘ nennen, wohl nach dem so benannten Tal, wo sich nun Karlslust befindet? Weiß Karl August, daß mit dem Frühling auch politische Zugvögel aus der Hofburg in die Pfalz gekommen sind und sich auf dem Karlsberg eingemischt haben? Schon pfeifen die Spatzen der Journale von Hamburg bis Erlangen und Bayreuth die garstige Melodie vom bairisch-belgischen Tausch, der mein ganzes Konzept gefährdet und der jetzt vollenden soll, was Wien schon seit Beginn dieses Jahrhunderts plant.

Den olympischen Gott genieren diese austri-schen Zugvögel nicht, dieser schleimige Agent Mayer, der aus dem Kurkölnischen nach Zweibrücken kam und den nur seine Hämorrhoiden davon abhalten, bis in die Nacht die Sessel in den Vorzimmern abzurutschen. Fehlte nur noch das slawische Glotzauge, dieser Romanzow, der gestern in den Olymp einzog und sich gleich nach dem pfälzischen Klima erkundigte, wegen seines Heuschnupfens im nächsten Monat. Die Partei-gänger Wiens schwärmen aus wie die Maikäfer in den Zierbäumen hinter unserem Feenpalast, wo sich die botanischen und zoologischen Gärten weit hinziehen.

Eine anstrengende Mission als Voyageur d’amour liegt hinter mir. In Darmstadt hofierte ich als Brautwerber unseres Prinzen Max die junge Prinzessin Auguste Wilhelmine, deren blasses Gesicht mir nicht recht gefallen will. Zudem ist sie etwas schwerhörig, doch lieblich und durch ihre Mutter in allen Künsten erzogen. Der Prinz hat das Versprechen abgegeben, noch vor Michaelis zu heiraten; gottlob, seine amourösen Abenteuer brachten mir manchmal diplomatische Ungelegenheiten.

Dazwischen politische Gespräche in Worms, Mainz und Dieburg. Ein Radbruch im Wald von Aschaffenburg, der schlimmere Folgen hätte haben können, ver-

hinderte eine Reise nach Berlin. Immerhin konnte ich in Mainz wichtige Entscheidungen vorbereiten und Herzog Karl August von Weimar wiedersehen. Auf der Rückreise weilte ich einige Tage im elterlichen Pfarrhof Dielkirchen zu Besuch und hatte die Freude, an einer abendlichen Weinrunde der Brüder vom heiligen Cyriakus teilzunehmen, der auch mein Vater Simon zugehört. Der Patron der Weinbauern in dieser Gegend muß ein trinkfester Gottesmann gewesen sein, zu dessen Ruhm die Runde manchen Becher leerte, wobei auch ich mit lautem Zeremoniell in den Bund der fröhlichen Zecher aufgenommen wurde. Ich werde mir ein Faß aus den besten Lagen der fürstbischöflichen Weingärten nach Zweibrücken kommen lassen und den lebensfrohen Heiligen bei unserer Tischrunde einführen.

Durch das liebliche Alsenztal reiste ich zunächst zum Oberamt Meisenheim und auf einigen Umwegen in meine Geburtsstadt Kusel, wo ich ebenfalls einige Geschäfte beim Oberamt Lichtenberg zu erledigen hatte und einige Stunden in meinem Geburtshaus bei dem jetzigen Pfarrherrn weilte. Dieser fromme Mann hält nicht viel von der hohen Politik und mäßigt seinen Geist in der Befolgung des Römerbriefes 12/16. Ich habe beim Oberamt Lichtenberg wenig Anhängerschaft, der Schatten Creutzers verfolgt mich bis in die Kanzleien der Oberämter. Ich liebe dieses Hügelland mit meiner kleinen Geburtsstadt, in der kaum ein Mensch den Namen Hofenfels kennt.

*

Meine Aufzeichnungen über Karl August füllen fast einen Band. Ich werde später einmal, wenn wir unsere Residenz nach München verlegen und ich den ganzen österreichischen Spuk überwunden habe, diese Niederschriften sichten und jenseits von Wahrheit und Dichtung das Leben dieses Menschen nach Gesprächen, Beobachtungen, Aussprüchen, Schilderungen und seinen eigenen spärlichen Briefen und sonstigen Auf-

zeichnungen darstellen, die sein eigentliches Wesen enthüllen. Seit nahezu acht Jahren gehöre ich zu seinen Getreuen, und da ich nicht nur die intimsten Hofheimnisse erfahre, sondern auch die schauerlichsten Geschichten höre, die man im Land und an den unter dem Einfluß der Wiener Diplomatie stehenden Höfen kolportiert, kenne ich mich aus, um die Kunst der Biographie nach der Schule Plutarchs zu betreiben. Wer von jenen, die ihn um seiner sonderlichen Launen willen schmähen und ihn mit Caligula vergleichen, kennt ihn wirklich?

Mit minutiöser Genauigkeit halte ich Begebenheiten fest, die den in der freiwilligen Verbannung der Prachtsäle seines Palastes lebenden fürstlichen Einsiedler enttätseln könnten; so jenes Gespräch in seiner eifersüch-



Der „wilde Karl“, der fürstliche Eremit in seinem Traumschloß.

tig gehüteten Galerie, bei dem ich seine Kunstschatze zum erstenmal näher anschauen durfte und wobei er sich höchst sachverständig über François Boucher unterhielt und ein Bonmot Diderots über ihn zitierte: ‚Er lockt immer wieder, er ist ein süßes Laster‘, während wir vor Bouchers Bild ‚Ruhendes Mädchen‘ standen. Oder die Begegnung mit dem Grafen Wilhelm von Forbach in Paris nach dessen Rückkehr aus dem amerikanischen Feldzug, bei dem er sich vor Yorktown besonders auszeichnete und von Rochambeau mit der Siegesbotschaft und erbeuteten englischen Feldzeichen nach Versailles gesandt worden war. Ich erfuhr dieses Gespräch in allen Einzelheiten und fand es absonderlich, daß Karl August nur an einer Indianergruppe aus Amerika interessiert war, die ihm in seiner olympischen Völkerschau noch fehlte. Auch an dem Friedensschluß in Versailles im vergangenen September zwischen der britischen Krone und Abgeordneten des amerikanischen Kongresses nahm er kaum Anteil, es sei, daß er sich neue Finanzquellen von Frankreich nach dem überseeischen Abenteuer erhoffte.

Freund Goertz fand einmal eine recht bemerkenswerte Deutung unseres Milieus: das Rokoko, dividiert durch pfälzische Provenienz und multipliziert mit der traumhaften Verstiegtheit des Olympiers = das Refugium des menschenscheuen Eremiten, von dem man sich auf dem Kontinent die phantastischsten Vorstellungen macht. Diese Berginsel mit ihren sagenhaften Schätzen ist allzu oft beschrieben und gepriesen worden, als daß ich eine Zeile zur Darstellung des bizarren achten Weltwunders verschwenden würde. Daß es *sein* Werk ist, macht sein Wesen verständlich. Diese zwiespältig versponnene Welt der Skorpion-Natur in ihrer ganzen Gegensätzlichkeit und der Neigung zum Absonderlichen und Mystischen, der träumerischen und phantasievollen Wesensart und dem ständigen Mißtrauen, das einen misanthropischen Typ entwickelt. Dazu die Neigung des Skorpiongeborenen zum Exklusiven, reizbar und empfindlich, dabei jedem Schmeich-

ler zugänglich. Egoismus, Härte, Roheit, Grausamkeit, Rachsucht, Mißtrauen, Verslossenheit, Hinterlist und Menschenscheu: diesen Katalog könnte ich anführen, wollte ich den Olympier darstellen, wie ihn die Welt draußen oft sieht. Wie sehr mußte ich ihn vor zwei Jahren in Schutz nehmen, als Herzog Georg von Meiningen in einem Artikel ‚Fes und Marokko‘ in Schlözers Briefwechsel das Ansehen Karl Augusts herabsetzte und ihn der übelsten Menschenquälerei bezichtigte. Dabei hat er seit seinem Regierungsantritt nicht ein Todesurteil vollziehen lassen, und jene Szenen in der hundert Fuß langen Bildergalerie, von denen mir Männlich des öfteren erzählt, zeigen Altesse Sérénissime weißgott nicht als einen grausamen und rohen Tyrannen. Köstlich, wie er mit seinem Rollstuhl Männlich und Salabert im Galeriesaal davonfuhr, an Rembrandts Mann in türkischer Kleidung, Schongauers Geburt Christi, Memlings Maria im Blumenhag und den flämischen, holländischen und deutschen Malern vorbei, bis Monseigneur stets als erster bei Lukas Cranachs Bildnis des Melanchthon und Claude Lorrains ‚Verstoßung der Hagar‘ ankam, die auf beiden Seiten am Ende der Rennstrecke hängen. Eine kindlich verspielte Natur zeigt sich, wenn ihn keine Verdauungsstörungen und Kopfschmerzen plagen, die vom allzu reichlichen Genuß von Kalbsleberwurst mit Eiern und Milch kommen, wie Doktor Rosé feststellte.

Und wie ganz anders erlebte ich diesen ‚Wüterich‘, als ich ihn vor einem Jahr nach meiner Pariser Reise zu einer Abschluß-Schulfeier in mein früheres Zweibrücker Gymnasium begleiten mußte und er den Schülern das Thema vom rechten Gebrauch irdischer Güter nach dem 1. Korinther-Brief 7, 29–31 und dem Paulusbrief an die Philipper 4, 10–13 zur Aufgabe stellte. Die Antworten der jungen Horde waren wenig schmeichelhaft und in ihrem echten Pfälzer Dialekt treffsicher; schmunzelnd erkundigte er sich bei mir nach einem passenden Bibelspruch, worauf ich den 143. Psalm zitierte, was die beherzten Buben schlagfertig mit dem 8. Vers des er-

sten Kapitels des ersten Johannes-Briefes quittierten. Worauf alle mit Kuchen und Sahne bewirtet und hernach mit Geldstücken beschenkt wurden.

*

Zu später Abendstunde erst fand ich mit Pfeffer den Weg vom Karlsberg nach Zweibrücken zurück, wo Rike uns längst erwartete. Zu ihrer Überraschung brachte ich als Präsent von Serenissimus einen Affen aus dem ‚Salon Mannlich‘ auf dem Olymp mit, wo eine Anzahl von ihnen an Ketten herumturnen. Rike in ihrem jetzigen Zustand war wenig erfreut über diesen Affen-Zuwachs. Zudem heißt diese Bestie ‚pou‘, wie alle Affen auf dem Olymp bestimmte Namen haben, nach denen wir im vertrauten Kreis das Gelichter lieber ‚Freunde‘ auf dem Olymp nennen. ‚Pou‘, ein ausgewachsenes Nonnenaffen-Männchen mit heimtückischem Blick ist der Namenspate von ‚pou‘, wie wir den schleimigen Creutzer nennen. K. A. hat eine geniale Art, peinliche Geschenke zu machen.

*

Ein Aide-mémoire aus dem preußischen Ministerium gab den Anstoß. Wir haben beschlossen, mit einem geschickten Zug die Partie gegen die Österreicher zu eröffnen und den Gegner in eine musische Falle zu locken. Wiederum ist es Pfeffer, mein Getreuer, der die Szene unvermittelt wechselte und vom diplomatischen auf das dramatische Fach überging. Sein Plan ist grandios, und da ein gütiges Geschick uns in diesen ereignisreichen Tagen nicht nur unseren geliebten Prinzen Max, sondern obendrein noch die Anwesenheit einer französischen Schauspielerguppe bescherte, wird unser musischer Schlachtplan derart offensichtlich begünstigt wohl gelingen müssen.

Mit Eifer gingen Pfeffer und der Pfalzgraf daran, ihren Geheimplan im Detail vorzubereiten, wobei Mann-

lich als Leiter unseres Gesellschaftstheaters und Schauspielregisseur Sénepart in das Komplott eingeweiht und mit der Einstudierung eines Satyrstückes betraut wurden, das Pfeffer, mit seinem geschulten literarischen Talent und politischem Spürsinn in kaum drei Tagen niederschrieb und es uns vortrug. Das Stück, mit allen Verzauberungsmitteln ausgestattet und mit Raum und Zeit freizügig spielend, führt in das augusteische Zeitalter, eine treffliche poetische Erfindung unseres Prinzen Max, der mancherlei geschichtliche Zufälligkeiten entdeckt und in jungen Jahren seine Kunst an einem Heldendrama über den Eroberer Germaniens, Germanicus, versucht hatte. So ergab sich, daß das Geschlecht der Julier in die pfälzische Gegenwart gesetzt wurde und unser Herzog als Claudius erstand, während sein Onkel Christian IV. die Züge des Tiberius erhielt. Was lag näher, als in den Mittelpunkt der Handlung den bayerischen Imperator zu stellen, und so schlüpfte Kurfürst Karl Theodor in das Maskengewand des römischen Kaisers Augustus. Der Deus ex machina fiel folgerichtig Kaiser Josef II. zu, der zu Jupiter erhöht wurde und gleich den Spottnamen ‚Jupp‘ erhielt, während Prinz Max seinen ‚Germanicus‘ zum geläufigeren Majus abänderte. Ich selbst avancierte, von Majus in herzlichster Verbrüderung umarmt, zu Cajus, während Mannlich im Stück selbst völlig unbeteiligt, nach Vitellius, dem Freund des Claudius, benannt wurde und diesen Namen in unserem engsten Kreis seitdem beibehielt.

Da unser Komödienhaus sich für die Aufführung weniger eignet, soll das Stück auf unserer Freilichtbühne auf der Wiese am Bruchberg seine Uraufführung erleben, wo sonst zarte und zahne Schäferspiele die Gemüter sanft bewegen. Pfeffer, in der antiken Literatur wie auch im Gegenwartsschrifttum bestens belesen und geradezu besessen, Schein und Sein in diesem Stück gleichsam in einem Hohlspiegel einzufangen, war in der Bibliotheca Bipontina auf den römischen Satiriker Titus Petronius gestoßen, dessen ‚Gastmahl

des Trimalchio' ihn anregte, unser Stück ‚DAS GASTMAHL DES AUGUSTUS‘ zu nennen, obgleich es sich in freier Fassung zwischen Aristophanes, Molière und unseren beliebten ‚Mascerales dialoguées mêlées de Musique‘ bewegte, wie Mannlich-Vitellius, unser Tausendkünstler, sie nennt, der seit längerem schon von einem Deutschen Nationaltheater in Zweibrücken schwärmt. So trieb Pfeffer die Bosheit auf die Spitze und jagte den ganzen Menschengarten des Olymp auf die musischen Weiden des Tiberius, wie Majus die Spielweise am Schäferfelsen spöttisch bezeichnete. (Das Textbuch mit der zierlichen Handschrift Pfeffers befindet sich in Pfeffers Besitz. Ich werde mir von dem Satyrspiel ‚Das Gastmahl des Augustus‘ eine Abschrift anfertigen und dafür sorgen, daß Text und Musik nicht verloren gehen.)

Da ein jeder unserer ‚Freunde‘ auf der Berginsel seinen ihm zukommenden Spottnamen hat, werden Jupiter, Augustus, Claudius, Tiberius und ihr römisch-pfälzischer Troß (ich vergaß Freund Goertz, der als C a t o seine alte Erzieherrolle diesmal politisch exerzieren wird) von einem Schwarm seltsam-lieblicher Bestien umgeben sein. Auf dem Programmzettel werden sie alle verzeichnet sein, diese stinkfaule, fettleibige, übelriechende und verfressene Brut der plattfüßigen, asthmatischen, gichtigen, schieläugigen pous, cocus, canards, renards, requins, grillons und moutons, deren geschwänzte Namensvettern in den künstlichen Bäumen des ‚Salon Mannlich‘ auf dem Olymp klettern und die Besucher nachäffen. O süße Rache des gedemütigten und tausendfach erniedrigten Cajus, an dessen Stammbaum einer dieser Hunde sein Bein hob und in einem Pamphlet auf meine einfache Herkunft hinwies, wohl in Anspielung auf den Bäckerberuf der mütterlichen Wischans und die protestantische Theologie der Simons. Der Zorn Gottes möge über mich kommen, doch diesmal gilt das Wort des Römerbriefes 12, 17–19 nicht. Thalia möge Klio züchtigen!

Es war ein durchschlagender Erfolg! Die Eisebeck fiel bei einem der in Verse gesetzten gepfefferten Dialoge Pfeffers in Ohnmacht, der glotzügige Romanzow verließ am nächsten Morgen den Olymp. Jupiters spektakulärer und blamabler Abgang von den musischen Weiden des Tiberius zerschnitt die österreichisch-russische Eiterbeule, die Flucht der Kaiserlichen war vollständiger als die der Philister nach dem Sieg Davids, und die Vernichtung groß wie die Wasserberge des Roten Meeres, die des Pharaos Streitmacht mit Reitern und Wagen bedeckten. Und das ohne einen Schwertstreich, nur durch den Donnerkeil des römisch-pfälzischen Gerichts über den austrischen Jupiter.

Mein Plan, alle meine Pläne sind gerettet! Das Projekt, Bayern mit Österreich zu vereinigen, so alt wie die österreichische Monarchie, ist nun hoffentlich für immer zerschlagen. Claudius steht ganz unter dem Eindruck des ‚Gastmahls des Augustus‘, er studiert seitdem eifrig die Geschichte des römischen Kaisershauses der Julier und findet, daß die Wittelsbacher einen solchen Vergleich wohl nicht zu scheuen brauchten. Auf dem Olymp ist das augusteische Zeitalter eingekehrt, und unsere pfälzische Residenz mimt den Abglanz römischer Sitten und Kultur. Claudius' Lieblingsbeschäftigung gilt der römischen Ausgrabung bei Schwarzenacker, er hofft immer noch, eine kostbare Venus oder einen Apoll für seine Antikensammlung auf dem Olymp zu entdecken.



Marie Antoinette als Schauspielerin und Sängerin.

5

Nahezu ein Menschenalter vor dem Ende des ancien régime, 1762, schrieb Voltaire an Chauvelin: ‚Alles, was ich sehe, wirft die Samenkörner aus für eine Revolution, die unfehlbar kommen wird und von der ich nur nicht das Vergnügen haben werde, Zeuge zu sein‘. Kaum zehn Jahre nach dem amerikanischen Unabhängigkeitskrieg, dem ersten großen Bruch mit dem System der europäischen Monarchien und ihrer auswärtigen Ämter, folgte die zweite und weit schrecklichere Revolution gegen das Spiel der Großmächte, gegen die verwickelte Politik der europäischen Höfe. In Frankreich gab es kaum ein Anzeichen dafür, daß die Zeit der großen politischen und sozialen Auflösung vor der Tür stünde.

Am 17. August 1786 starb Friedrich II. von Preußen auf Schloß Sanssouci. Hofenfels weilte seit dem 3. Mai in Frankreich, wo er in Paris im Hôtel de Deux-Ponts und in Versailles bei Christian Friedrich Pfeffel, dem Vormund seiner Frau, wohnte. Im Februar 1786, kaum ein halbes Jahr vor dem Tod des preußischen Königs, war der von Hofenfels in zäher diplomatischer Kleinarbeit arrangierte Fürstenbund unterzeichnet worden. Das Verteidigungsbündnis richtete sich gegen Joseph II., der seine Stellung als Kaiser dazu benützen wollte, Österreich zu stärken. Zweimal hatte er den Versuch unternommen, die in Bayern regierenden Wittelsbacher aus

Deutschland zu verdrängen und das Land zu erwerben. Die Verwirklichung des Tauschplanes, wie er 1784 bestand, hätte für Österreich eine ungeheure Stärkung bedeutet und den europäischen Frieden gefährdet.

Die diplomatischen Verhandlungen Hofenfels' in Versailles, vor allem im Kriegsdepartement, behandelten strittige Gebiete im Grenzraum von Elsaß und Pfalz-Zweibrücken. Seine politischen Geschäfte zur Beilegung der durch Herzog Christian IV. veranlaßten Gebietsstreitigkeiten waren erfolgreich.

Die Reise nach Paris und Versailles war des Ministers Hofenfels letzte diplomatische Auslandsmission. Mitte November 1786 war der Vertrag zwischen dem König von Frankreich und dem Herzog von Zweibrücken vom Jahre 1766 erneuert und von Frankreichs Außenminister Vergennes und Hofenfels unterzeichnet worden.

Paris 1786

SEIT ANFANG MAI weile ich in Paris und Versailles, wohne einmal draußen an einer der großen Avenuen, die zum Schloß führen, als Gast unseres Freundes Pfeffel; dann wieder in der Stadt in unserem ungemütlichen Zweibrücker Palais. In diesen sommerlichen Tagen ist es in Versailles ganz reizend, doch die Abende in Hofgesellschaft sind anstrengend. Man schwärmt hier immer noch von dem Fest, das die Königin vor wenigen Wochen in Trianon für König Gustav III. von Schweden gab, wobei man Theater und Balletts aufführte, im Grünen soupierte und am Abend große Illuminationen veranstaltete. Zweimal mußte ich schon an einem der üblichen Bälle der Königin in Trianon teilnehmen, wozu jedermann Zutritt hat, sogar Bonnen und Kinder. Marie Antoinette liebt es, ihre Umgebung zu überraschen, sie tritt selbst als Schauspielerin und Sängerin auf, doch es gibt in Versailles keinen Petronius, der ‚Neroianne‘ auf ihr miserables Geäffe aufmerksam machen würde. Seit

meinem letzten längeren Aufenthalt in Versailles vor drei Jahren haben sich die Sitten bei Hofe wahrlich nicht gebessert, und ich entsinne mich nicht, die Mahnungen des 1. Korintherbriefes Kap. 6, 13–19 mehr bedacht zu haben als in diesen Wochen. Der König mißachtet die Etikette, alle Zeremonien bei Hof verlieren an Feierlichkeit und Würde. Der Ton, den die Königin in Trianon eingeführt hat, entspricht keineswegs ihrer hohen Stellung und paßt zu alle dem, was ich in Versailles verwundert wahrgenommen habe. Pfeffel zuckt die Achsel, er will mir in Paris noch manches andere zeigen, was mir seltsam vorkommen würde.

Die schlechte Straße zwischen Paris und Versailles zu fahren, ist eine Marter. Meist schickt mir Pfeffel seinen Wagen; die Reise mit dem Carabas, der täglich einige Male zwischen Paris und Versailles verkehrt, oder gar mit dem ‚Pot de chambre‘, in den bis zu zehn Menschen hineingezwängt werden, ist eine wahre Tortour. ‚Coucou‘, wie das Volk ihn hier nennt, kostete mich schon eine goldene Uhr, um die mich ein Gauner im Gedränge erleichterte. Sie war ein liebes Geschenk von Freund Goertz, dem sie Herzogin Amalia von Weimar einmal verehrt hatte.

Meine Verhandlungen mit dem Finanz- und dem Kriegsministerium wegen der leidigen Grenzfragen kommen nur langsam vorwärts. Dieser bereits sechsmal erneuerte Vertrag von 1766 bereitet Schwierigkeiten, seit 130 Jahren bestehen zwischen Paris und Zweibrücken Streitigkeiten wegen einiger Länderketten. Pfeffel, unser häuslicher Vertrauter, schwänzt oft seine Bürostunden im Ministerium und entführt mich in die herrlichen Schloßanlagen; die Gärten von Versailles mit dem großen Bassin de Neptune, die Ile des Enfants mit den spielenden Amorfiguren und das Bosquet de l’Etoile, – wie glücklich wäre ich, wenn ich mit Riki hier wandeln könnte! Dieser herrliche Blick vom Parterre d’Eau auf Schloß und Garten, in diesen Sommermonaten ein Farbenmeer. Vom Petit-Trianon führt der Park zum Jardin Paysager, wo man in diesen Jahren das

‚Hameau‘, ein kleines Dörfchen, aus romantisch aufgetputzten Bauernhäusern errichtet hat; hier imitieren Marie Antoinette und ihr Gefolge ein Leben mit der Natur nach Rousseau. In Paris witzelt man über die Marotten der königlichen Bäuerin. M. A., wie Marie Antoinette vom Pariser Volk genannt wird und das wie eine Beschimpfung klingt, heißt, wie mir mein Versailler Hausherr zuflüsterte, recht zweideutig ‚Madame Assomption‘.

*

Bei einem Souper im Palais von Außenminister Vergennes ereilte uns die seit längerer Zeit erwartete Nachricht vom Tod des preußischen Königs; ich suchte meine tiefe Trauer um Friedrich II. zu verbergen und das Gespräch auf die Beziehungen zwischen Louis XVI. und Friedrich Wilhelm II. zu führen. Vergennes äußerte Befürchtungen, daß seitens Ludwigs XVI. keine Sympathien für den neuen preußischen König vorhanden seien, obgleich beide Souveräns sich in ihren Charaktereigenschaften gleichen. Ich war seit Ende April auf das Ableben des großen Königs gefaßt und habe seither auf die ‚bevorstehende Veränderung‘ diplomatisch hingearbeitet. Mit Friedrich Wilhelm verbinden mich herzliche Beweise der Zuneigung, obgleich die Chronique scandaleuse ihn auf amourösem Gebiet anders einschätzt als ich sein politisches Stehvermögen.

Der Tod meines königlichen Beschützers und Gönners hat mich erschüttert. In Versailles sprach man nur über die möglichen Folgen dieses Ereignisses; mir aber stiegen die Begegnungen mit dem großen alten Mann in die Erinnerung; jene erste Audienz im Januar 1779 in Breslau, diese unvergeßliche halbe Stunde im Gespräch mit dem ‚bedeutendsten Mann des Jahrhunderts‘, wie eine Gazette hinterher bedeutungsvoll schrieb; die zweite Begegnung im gleichen Jahr am 10. August, als mir der König eine Tabatière schenkte. Dann mein zweiter Besuch in der preußischen Hauptstadt 1783, die eineinhalbstündige Audienz am 11. August, und endlich das

Abschiedssouper am 28. November, vor nahezu drei Jahren. Damals nahm Riki an unserem Gespräch teil, wie temperamentvoll hatte er sich mit ihr unterhalten! Welche Ironie und Lebensweisheit lag in den Worten dieses Einsamen, der in der Nähe so ganz anders und so menschlich wirkte in seiner Schlichtheit. Ich habe ihm vieles zu verdanken, – morgen geht Post nach Zweibrücken, ich muß die Neuigkeit Rike mitteilen.

*

„Belette“, mein lieber Pfeffer, ist mir in diesen Wochen als Führer durch das unbekannte Paris unentbehrlich. Im Quartier St. Séverin mit seinen winkligen Straßen kennt er manchen seltsamen Kauz, so einen alten Goldschmied, der nicht nur die herrlichsten Geschmeide hervorzaubert, sondern sich auch in okkulten Künsten auskennt. Dieser sonderbare Greis wohnt in der Rue du Fouarre, in der sich, wie Pfeffer mir erklärte, die von Dante im X. Gesang seines ‚Paradieses‘ besungenen Geistlichen Schulen des 12. Jahrhunderts befanden. Monsieur ‚pépité‘, wie man den kleinen massigen Kerl in der Rue du Fouarre nennt, zeigte mir einen kostbar gefaßten Aquamarin, den er unter seinen Schätzen besonders lobte und den Pfeffer wegen des Glanzes und des wasserhellen Bläulichgrün pries. Monsieur ‚pépité‘ meinte dann, ein Euklas, blau oder lichtgrün, passe mehr zu meinem Wesen, da ein jeder Stein zugleich Talisman und das Schicksal eines Menschen mitbestimmend sei. Ich wies diesen Aberglauben in das Reich der Fabel, was ihn veranlaßte, mir eine Lektion zu erteilen und, was wohl zu seinem Geschäft gehört, allerlei Geheimnisvolles aus meinem Gesicht zu lesen. Obgleich der Alte aus der Rue du Fouarre mir völlig unbekannt war und Pfeffer mir hinterher beteuerte, zuvor mit ihm kein Wort über mich gewechselt zu haben, wußte er Dinge zu sagen, die meine Neugier weckten. Manches aus dem Vergangenen schien verblüffend genau, und auch meine gegenwärtige Mission und meine Profes-

sion stand wohl so sehr auf meiner Stirn, daß er sie förmlich ablas. Mehr vermochte ich Monsieur ‚pépité‘ nicht zu entlocken, er wich aus und meinte, unser aller Menschen Schicksal liege in Gottes Hand. Diese Floskel schien ihm selbst zu gefallen, gab ihm jedenfalls die Möglichkeit, das Gespräch auf ein für ihn weniger schwieriges Thema überzuleiten, zumal es ihm darum gehen mochte, mich für den Erwerb des kostbaren Steins zu gewinnen.

Monsieur ‚pépité‘ gab mir dann, ohne auch nur einen Augenblick seinen Redefluß zu unterbrechen, eine Schilderung meines Wesens, die mich in Laster und Tugend so wahr konterfeite, daß ich in einen Spiegel zu sehen glaubte. Ohne jede Schmeichelei servierte mir Monsieur ‚pépité‘ meine Schwächen und charakterlichen Mängel, wie mein zuweilen geiziges, egoistisches und ehrgeiziges Wesen, meine ausdauernde Konsequenz im Verfolgen eigener Interessen und meine oft schwermütige und selbstquälerische Art. Mein Urteil gegenüber Menschen und ihrem Tun sei streng und hart, wie ich in Geld- und Geschäftsangelegenheiten genau handele. Jede Schmeichelei wäre mir zuwider, gegenüber anderen erscheine ich mürrisch, starrsinnig und argwöhnisch, meide die Gesellschaft froher Zecher und beteilige mich ungern am öffentlichen Leben.

Solchen Schattenzügen des Wesens stände viel Licht gegenüber, orakelte der Alte, wobei er auf meinen Jahresplaneten, die Sonne, hinwies und deklamierte: ‚Ein Kind gebor’n in der Sonnenstund, es sei ein Knab oder Mägdlein, so wirds schön von Angesicht, wahrhaft, voll klugem Sinn und fröhlich‘. Er lobte den scharfen Verstand und logisches Denken sowie ein vorzügliches Gedächtnis; das Begehren, große Dinge zu vollbringen und hohe Stellungen zu bekleiden, erfülle ich durch die angeborene Beharrlichkeit, das organisatorische Talent und Gefühl für Verantwortung. An Mißerfolgen und einem körperlichen Leiden trage das schwankende Gemüt und die Schwarzseherei mit Schuld. Der Grundzug des Temperaments, die Melancholie, wirke zerstörend, warnte

Monsieur ‚pépité‘. Ich habe von Natur zu den Wassern eine Beziehung, nicht zu den flachen und trägen, sondern zu denen, die heftig sind und voller Untiefen. Ich möge auf meine Gesundheit achten, aus der kühlen Reserve gegenüber meiner Umwelt heraustreten und das Gemüt durch Freundlichkeit und Freundschaften erheitern.

Wie wahr dünkte mir manches, wenn ich an den Spruch eines Kalenders aus dem Jahre 1571 dachte: ‚Ein kneblein gebor’n zwischen dem 13.tag Christmonats und elfften Jenners ist von der Natur des Steinbocks auss der Melancholei, der Complexion Saturni, kalt, trucken, weibischer sitten, unstät, wandlmütiger sinn, falsch‘. Gräfin Forbach, meine charmante Feindin, ließ mir diesen sinnigen Spruch einmal zustecken.

Ich erwarb von Monsieur ‚pépité‘ den lichtgrünen Euklas, obgleich meine Lage mir dies kaum erlaubte. Pfeffel lieh mir den Betrag aus, da ich wegen der katastrophalen Finanzen in Zweibrücken seit längerem von meinen eigenen bescheidenen Mitteln lebe und nicht weiß, wie lange ich noch hier bleiben muß. Das seltsame Erlebnis mit dem kauzigen Goldschmied in der Rue du Fouarre werde ich Rike erzählen, auch seine Bemerkung, daß ich Zärtlichkeiten vermeide, doch ein tugendsamer Ehemann sei.

*

Während das höfische Leben in Versailles mich mehr und mehr langweilt und die Verhandlungen mit den Ministerien sich hinziehen und kein Ende abzusehen ist im Kampf mit der bezopften Bürokratie, sind unsere Streifzüge durch das ‚andere‘ Paris, wie sich ‚belette‘ treffend ausdrückte, recht interessant. Pfeffel, dem die Verwaltungsarbeit in seinem Amt ebenso viel Zeit läßt, daß er in diesen Wochen mir fast ganz zur Verfügung steht, findet immer wieder neue cercles, in die er mich einführt. Obgleich selbst hoher Staatsbeamter, schimpft Pfeffel bei jeder sich bietenden Gelegenheit über die

Bürokratie, die, wie er meint, die Ursache allen Übels in Frankreich sei. Die Franzosen sind nach seiner Meinung genau in dem Zustand, in welchem Tacitus die Römer schildert, die weder ihre Übel noch deren Heilmittel mehr ertragen konnten. Durch Pfeffel erhalte ich näheren Einblick in die Verwaltung seines Landes, die kaum besser und schneller als unsere ist mit ihren Präsidenten, Räten, Kanzlisten, Sekretären, Kommissaren, Registratoren, Schreibern, Prokuratoren und tausenderlei Ämtchen, die seit Jahrzehnten in unserem Beamtenstaat nisten.

Pfeffel, Staatsdiener, Bohémien und Philanthrop in einer Person, fand Zutritt selbst zu Gesellschaften, die exklusiv waren und deren politische Ziele kaum denen eines Beamten der Krone Frankreichs entsprachen. Einige dieser geheimen Clubs hatten ihre Zusammenkünfte in dem Viertel zwischen St-Germain-des-Prés und St-Sulpice, auch in dem zu Beginn dieses Jahrhunderts entstandenen Faubourg St-Germain, wo selbst Aristokraten ihre Salons solchen Clubs öffneten. In einem dieser Häuser versammelte sich an jedem Sonntag, Dienstag und Freitag die ‚Gesellschaft der Dreißig‘, der auch der Abbé Graf Sieyès angehört. Was ich dort, inkognito eingeführt und von niemandem erkannt, hörte, entsetzte mich zunächst wegen der schroffen Ablehnung all dessen, was Krone, Staat und Gesellschaft unserer Zeit ausmachen; Gründer der Gesellschaft war, wie Pfeffel berichtete, ein gewisser Advokat Adrien Duport, der Intellektuelle um sich sammelte, die mit den Zuständen im Land unzufrieden sind.

An mehreren dieser Abende, die um fünf Uhr begannen und nach fünf Stunden endeten, nahmen wir teil. Abbé Sieyès sprach lange und heftig, stellte Thesen auf, die eifrig diskutiert und revidiert wurden, wobei sich ein junger écrivain besonders hervortat und Doktrinen hervorbrachte, die selbst den Anwesenden in diesem Kreis zu radikal schienen. Dieser junge politische Schriftsteller war der Verfasser der Schmähschriften, die man durch Agenten unters Volk bringt und die sich vor-

nehmlich gegen die königliche Familie richten. An diesem Abend las der junge Autor sein Pamphlet gegen Marie Antoinette vor, ein zotiges Lied, in dessen Refrain M. A. auf das wüteste beschimpft wurde. Ich fand es an der Zeit, die Gesellschaft zu verlassen.

Auch im Hause des Abbé Sieyès nahm ich an einer Sitzung teil, die sich bis in die späte Nacht hineinzog. Der politisierende Abbé sprach lange über das Thema: Was ist der dritte Stand? Seine etwas wirren Gedankengänge endeten mit der Feststellung, das Bürgertum sei erwacht und wolle an die Macht. Ohne die anderen, und damit meinte Abbé Sieyès die herrschenden Machthaber, ginge es weit besser. Ich habe mir hinterher alles notiert, um meine Aufzeichnungen über das Zeitgesehene durch das Gesehene und Gehörte zu ergänzen.

*

Mir kommt vieles von diesem Gehörten und Gesehenen nicht aus dem Sinn. Mit Pfefferl unterhalte ich mich kaum über die neuen Ideen des Abbé Sieyès und seines Kreises; der Abbé zitierte an jenem Abend eine Stelle aus den Werken Bossuets: ‚Gott hat die Brüderlichkeit unter den Menschen begründet, indem Er sie alle von einem einzigen abstammen ließ‘. Eine Reihe von Bibelstellen führte Sieyès an dem Abend an, aus dem 1. Petrusbrief, 2, 16 und 17 und 5, 9, aus dem 1. und 2. Paulusbrief an die Korinther: I, 7, 22 und II, 8, 13–15. Der Abbé sprach über die christliche Brüderlichkeit, während andere Gleichheit und Freiheit in ihren Doktrinen zu deuten suchten.

Ich fand hier in Paris vieles von den seltsamen Ideen wieder, die ich vor zwei Jahren von jenem schrulligen Monsieur in unserer Zweibrücker Tafelrunde hörte, als wir in einer skurrilen Laune das 20. Jahrhundert betreten, schaudernd vor einer utopischen Welt. Sollte unser Jahrhundert das Tor aufstoßen zu einem Gestirn, das Abbé Sieyès aufleuchten sieht, wie einst die weisen Könige das Sternwunder ihrer Epiphanie? Welch trügerische Zeichen, wie mir scheint!

Freund Pfefferl, ein genialer Spürhund auf dem Parkett der Pariser Salons, erinnert sich eines Salons Holbach (ein Landsmann von mir), der als ‚Haushofmeister der Philosophie‘ galt und den neuen Ideen eifrig zugetan war. ‚Belette‘, dessen Sarkasmus stets heitere Züge trägt, pries sich als Jüngling im Feuerofen des Salons der Atheisten und Diderot und ‚Mirabaud‘, wie sich Baron Holbach in seinem Werk ‚System der Natur‘ nannte.

Ich sah einen tiefen Abgrund und schauderte. Ist nicht dieses Zauberwort ‚fraternité‘, das mir geheime Türen zu vornehmen Salons öffnete, der Schrei nach Erlösung, nach dem verlorenen Paradies? Ob die Agenten des Königs ihrem Herrn berichten, wie man in Frankreich laut nach den Grundrechten des Menschen ruft und, wie Abbé Sieyès es sagte, auf die ‚Stunde der Gnade‘ wartet? Kann es eine solche Freiheit geben, die zugleich Willkür ist?

Doch mir liegt solches Philosophieren nicht, ich werde mit Goertz und Prinz Max, meinem Majus, über die geheimen Lehren sprechen, die hier allorts kursieren. Die aufrührerischen Reden haben mich verwirrt; ich bin kein Theologe, doch alle Dinge des Lebens müssen, wenn sie die lebendige und innige Verbindung mit Gott zerreißen, rettungslos den Dämonen verfallen und zum Chaos führen. Abbé Sieyès sprach von der Brüderlichkeit, – irre ich vielleicht? Pfefferl lächelt über meine Verwirrung und sucht mich durch Besuche bei Madame de B. zu zerstreuen.

Auf einem nächtlichen Heimweg kam ich jüngst unerwartet in die Rolle des heiligen Martinus, und da ich wegen des warmen Wetters keinen Mantel mit mir trug, den ich hätte teilen können, gab ich meinen guten Rock einem Alten, der bettelnd am Straßenrand saß und in seinem zerrissenen Wams fror. In seinem zerstörten Gesicht stand Haß, er murmelte statt eines Dankwortes den Spottvers auf Louis, der in den Salons und auf den Gassen wohlbekannt ist. Ich wandte mich hinweg, angeekelt und doch beschämt von der Aufrich-

tigkeit dieses Alten, der meine barmherzige Anwendung mißverstand und nicht wissen konnte, wie sehr mich das tausendfältige Elend erbarmt.

Man nennt dieses Heer der Elenden ‚Les affreux‘ – Die Schrecklichen!

*

Mademoiselle de Montigny weilt seit einigen Tagen in Paris. Sie ist seit diesem Frühjahr oft auf dem Olymp, man spricht, sie sei die Rivalin und Nachfolgerin der Eisebeck bei Claudius. Mademoiselle hat Verwandte in Paris und sprach den Wunsch aus, ich möge sie in das Stück ‚Le mariage de Figaro‘ führen, das seit einem Jahr mit großem Erfolg in Paris aufgeführt wird und von dem alle Welt redet.

*La folle journée,
ou
Le mariage de Figaro*

La folle Journée

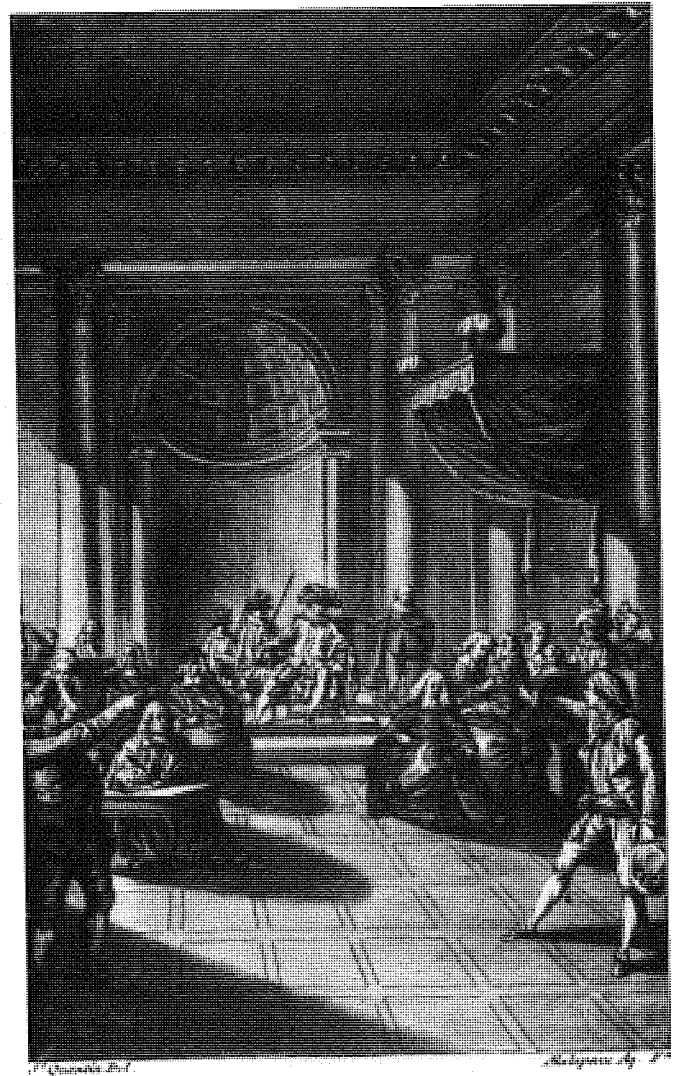
Acte Premier

Scène Première

Figaro, Suzanne.

*Le Chirurgien représente une chambre à coucher
demeublée un grand fauteuil de Malade, est
au milieu. Figaro avec une toise mesure la
planche. Basile et Chimène tiennent un papier
de mariage .J.*

Dieser ‚Figaro‘ ist ein dreistes Stück. Der Autor Beaumarchais scheint ein ebenso zynischer Geldmacher zu sein wie seine Lakaienfigur. Als der Figaro die Worte



Zeitgenössische Illustration einer Szene von Beaumarchais' „Hochzeit des Figaro“. Saint-Quentin.
S. 70: Beaumarchais, „Die Hochzeit des Figaro“. Originalmanuskript (Erste Seite), 1784. Bibl.National, Paris

sprach: Monsieur le comte . . . qu'avez-vous fait pour tant de biens? Vous vous êtes donné la peine de naître, et rien de plus', applaudierte das Publikum entzückt. Mademoiselle de Montigny fand den ‚Figaro‘ amüsant und aimabel. Sie fährt bald wieder nach Zweibrücken zurück, während ich hier ausharren muß, bis meine politische Mission abgeschlossen ist. Das kann noch Monate dauern. Meine arme Rike!

Wohl keine meiner vielen Reisen war für mich aufschlußreicher als dieser Pariser Aufenthalt. Ich werde meinen großen politischen Plan in einigen wichtigen Punkten überarbeiten und ergänzen müssen. Es geht nicht allein darum, die Organisation der Staatsverwaltung zu überdenken, sondern auch an jene zu denken, die regiert werden. Ich werde Montesquieu, Voltaire, Diderot und Rousseau lesen, ihre Doktrinen über Staat und Gesellschaft gründlich studieren. Welche Vorbilder nannte Abbé Sieyès an jenem Abend in seinem Hause? François de Sales, Frau von Chantel, Vincent des Paul, Bérulle, Jean-Baptist de la Salle, Jean Eudes, Marguerite-Marie Alacoque, Pascal, Bossuet, Bourdaloue sowie Fénelon und Madame Guyon. Das vergangene Jahrhundert Frankreichs war zweifellos eine christlichere Zeit, als es das Frankreich Louis XVI. ist. Nicht nur in Frankreich scheint das Paradies der Nächstenliebe verlorengegangen.



Eine Galerie von Gestalten huscht schattenhaft durch die Welt des „Olymp“, wie der Karlsberg in den Spiegelgesprächen genannt wird. Deutsche, Franzosen, Österreicher und Russen bevölkern die internationale Bühne, auf der Hofenfels virtuos Regie führt und seine Gegner zu Hause in der Pfalz, in Wien, in Petersburg und in München an der Nase herumführt. Sie alle, die „cocus“, „pous“, „poulardes“ und wie sie in dem Satyrspiel um „Das Gastmahl des Augustus“ sinnvoll heißen, werden in Hofenfels' Spiegelgesprächen heftig attackiert.



Le jeu est fait! Verdient eine Zeitepoche nicht Bewunderung, deren Menschen gleich Sterbenden in der Euphorie des Schwindsüchtigen dahinlebten, Taumelnde, denen liebend und sterbend jene Tagesstunde des Sonnenunterganges Sinnbild ihrer verspielten Maskerade wurde. Wie der Décadencestil par excellence gedämpft, von weicher Abendkühle in ein sterbendes Blau und zartglühendes Rosa getaucht ist und die Farben des Welkens bevorzugt, ist die Menschheit von fahler Herbststimmung erfüllt. Dämonisch pittoresk, heroisch und frivol ist das Jahrhundert der großen Umwälzungen, in dem die Revolution plötzlich mit greller Flammengarbe den Himmel Europas erleuchtete und den dahindämmernden Kontinent aufschreckte.

In der pfälzischen Residenz Zweibrücken hatte der mit Innen- und Finanzangelegenheiten beschäftigte Minister Hofenfels landespolitische Sorgen. Der korrupte Creutzer war Mitte Dezember 1786, wenige Tage vor der Rückkehr Hofenfels', verhaftet worden; während der Untersuchungen gegen den ungetreuen Finanzminister gelang es diesem, mit wichtigen den Herzog belastenden Papieren in Richtung Österreich zu fliehen. Die Finanzen des Landes waren durch die Mißwirtschaft Creutzers zusammengebrochen, die 1785 in Frankreich aufgenommenen sechs Millionen Gulden völlig aufgebraucht.

Anfang Januar 1787 brach Hofenfels infolge der ungeheuren Belastung zusammen; während sein Körper immer schon auf seelische Erregungen empfindlich reagierte, brach dies-

mal das schwere Leiden durch. Noch am 27. März berichtete Hofenfels dem Herzog: ‚Das Glück wird mich besser heilen als alle Ärzte‘. Dann wenige Wochen später entmutigt durch neue Anfeindungen und Aufregungen an den Kurfürsten von Mainz: ‚Ich glaube nicht, daß ich diese Epoche überleben werde‘.

Am 24. Juli 1787 starb Johann Christian von Hofenfels im Alter von 42 Jahren. Sein politisches und diplomatisches Wirken umfaßte nicht ganz ein Jahrzehnt.

*

Wer war dieser Hofenfels, dessen Lebenswerk: die Erhaltung Bayerns unter den Wittelsbachern seines Zweibrücker Hauses, die Stürme der Revolution überstand, der die Besitzergreifung Bayerns im Februar 1799 klug vorbereitet hat? Ein höfischer Günstling, ein ehrgeiziger Politiker, der mit Klugheit und Geschick die Außenpolitik seines Landes leitete? Die in den Archiven ruhenden Dokumente, die schriftliche Hinterlassenschaft Hofenfels' als einziges Erbe seines Wirkens, weisen auf einen humanistisch gebildeten Geist, auf den mit Bibelworten und volkstümlicher Sprache vertrauten Pfarrerssohn hin. Alle diese historischen Zeugnisse lassen erkennen, daß Hofenfels einen offenen Blick für die großen politischen Zusammenhänge seiner Zeit hatte, ein Diplomat des Friedens, ein geschickter Spieler auf dem politischen Schachbrett der europäischen Großmächte.

Und der Mensch Hofenfels? Nur am Rande werden in den historischen Dokumenten die Stationen seines Lebens sichtbar, sein wahres Wesen erkennbar, das wohl einen anderen Hofenfels lebendig werden läßt als die nüchterne Diplomatensprache seiner Ministerakten. Während zwischen den Zeitideen und der Gesellschaft des 18. Jahrhunderts ein tragischer Kontrast besteht, steht die Gestalt des hohen Staatsbeamten inmitten einer höfischen Welt und der ‚welken Veruchtheit‘ seiner Zeit als eine Persönlichkeit mit hohen bürgerlichen Tugenden und der Gesinnung eines Grandseigneurs; war sein 1776 gewählter Wappenspruch doch mehr als geläufige Unschreibung des ersten Petrus-Briefes, II, 13–19?

Wohl keines der vielen Zeugnisse über die Untadeligkeit des Diplomaten und Menschen Hofenfels ist überzeugender als ein im Staatsarchiv zu Weimar aufbewahrtes Dokument: ein Brief des Grafen Goertz, des Erziehers des Herzogs von Weimar, an seinen einstigen Zögling Karl August von Weimar aus dem Jahre 1786: ‚Ich habe diesen Mann in zu besonderen Umständen kennengelernt. Ich habe die überzeugendsten Beweise, daß in der Lage, wo er noch nichts zum Eigentum hatte, er Belohnungen von mehreren Hunderttausenden ausgeschlagen hat, die er annehmen konnte, ohne weiter einer Verantwortung sich auszusetzen. Ein Diener, gnädigster Herr, der solcher Treue fähig ist, ist gewiß nur zu selten.‘

Zweibrücken 1787

SPIEGEL, SPIEGEL, – ich sehe überall Spiegel. Ich schaue die Welt, dieses groteske Komödienspiel der herrschenden Scharlatane und beamteten Käuze, der Toren auf Gelehrtenstühlen und Weisen in Bauernkiteln. Diese Farceure und Speichellecker in den Vorzimmern der fürstlichen Kabinette und Minister. Bin auch ich einer von ihnen, diesen Wölfen mit bepudelter Perücke und *élégance à la Versailles*? Ich blicke in einen der Spiegel, nur mühsam vermag ich mich zu erheben; – die Gedanken schwinden mir immer wieder, obgleich ich trotz meiner körperlichen Schwäche klar sehe, wie es um mich steht. Der Spiegel trägt nicht, wenn auch sein Widerspiegeln täuscht und narrt.

Ich schreibe. In diesen erzwungenen Mußestunden schreibe ich und hoffe, daß ich die Kraft habe, diese Confessionen zu vollenden. Ich weiß, dieses ist das letzte Kapitel meiner Aufzeichnungen, bei denen es mir, wie ich zu Beginn bereits befürchtete, ergangen ist wie dem guten Rousseau.

Seit heute weiß ich es. Dr. Pigalle, den ich aus Paris kenne und der gegenwärtig in Zweibrücken weilt, hat mir bestätigt, was er schon vor einiger Zeit bei einer Un-

tersuchung feststellte und was auch Dr. Rosé vermutete. Es ist die Auszeichnung. Das gleiche Leiden, mit dem auch Auguste, die Gemahlin meines Prinzen Max, befallen ist. Bei einiger Schonung habe ich noch ein paar Jahre Zeit, sagte mir Dr. Pigalle. Doch ich spüre es, er wollte mir darüber hinweghelfen, daß ich nicht mehr viel Zeit zu leben habe.

Zeit? Was wollte ich eigentlich noch? Ich habe nun viel Zeit, liege hier und komme dazu, meine Lieblingsbücher zu lesen. Riki brachte mir Mirabeaus Briefe über die Verwaltung Neckers und die interessanten ‚*Idées d’un Citoyen sur L’Administration des Finances*‘ mit der Widmung des Autors Baudeau vom Jahre 1765. Ich fand den Band schon im vergangenen Jahr in Claudius’ Bibliothek auf dem Olymp, konnte aber bisher keinen Blick hineintun. Besonders, was Baudeau im zweiten und dritten Teil über das sanitäre Wesen im Staat und über die ‚*Verwaltung der Armut*‘ schreibt, ist bemerkenswert. Wo es die Not in Überfluß gibt, hat auch die Administration reichlich Arbeit; Baudeaus Vorschläge sind zeitgemäß, doch keineswegs so bedeutsam, daß sie Einfluß auf den künftigen Lauf der Ereignisse nehmen könnten. Die Gedanken des Monsieur Baudeau enden mit dem tröstlichen Wort: ‚*Les Pauvres sont les membres de Jesus-Christ et des fils aimés de l’Eglise*‘. Jean Jacques meinte es zwar anders, als er schrieb, die Menschen erkannten sich alle als Brüder.

Es ist still hier in meinem *maison de santé*. Ich höre nur Karl August, meinen ‚*Don Carlos*‘, draußen im Garten krähen. Mein Junge, was wird werden, wenn – –, nun muß ich doch wieder an das Sterben denken. Rike will ich vorerst verheimlichen, was mir der Docteur gesagt hat. Rike braucht in ihrem jetzigen Zustand Schonung. Anfang September erwarten wir unser zweites Kind. Ich habe mit niemand darüber gesprochen, Cetto ist öfters bei mir und berät die Geschäfte. Claudius ist seit Tagen wieder übellaunig, läßt niemand zu sich und denkt, wie mir ‚*coq*‘ berichten ließ, an seinen Münchner Super-Olymp.

Nur Majus, meinem Prinzen Max, habe ich nach Straßburg geschrieben und ihm alles anvertraut. Mit ihm wollte ich mich Mitte Juli wieder treffen; vielleicht gelingt es mir, den neuen Streit zwischen Majus und Augustus zu schlichten und auch zwischen Claudius und Majus zu vermitteln. Majus wird bald zum zweiten Mal glücklicher Vater werden. Er wird mich verstehen und – sollte kommen, was Docteur Pigalle befürchtet – den Schutz meiner Familie übernehmen. Claudius ist unberechenbar, und die anderen? Diese canaille auf dem Olymp möge der Teufel holen!

Es sind keine frommen Gedanken, die mir durch den Kopf gehen. Es ist ungewiß, wo uns der Tod erwartet, sagt Montaigne in seinem Essay über das Sterben. Das Ziel unserer Laufbahn ist der Tod, erwarten wir ihn also allenthalben, meint der gute Montaigne. Sinnen auf den Tod ist Sinnen auf Freiheit. Wer sterben gelernt hat, versteht das Dienen nicht mehr. Nun, so sei's. Für den hat das Leben kein Übel mehr, der die Wahrheit einsieht, das Leben aufgeben ist kein Übel. Montaigne war sicherlich ein philosophierender Spaßvogel; er sagt, wenn ihr einen Tag gelebt habt, so habt ihr alles gesehen, ein Tag ist gleich allen übrigen Tagen. Was ihr an Zeit hinter euch lasset, war ebenso wenig eure, als die Zeit, welche vor eurer Geburt verfloß, und geht euch ebenso wenig an. Und wie sagt Eumolpos in Petronius' ‚Satiricon‘? ‚Ich habe immer und überall so gelebt, daß ich jeden Tag genoß, als ob er der letzte wäre und niemals wiederkehren würde.‘

Sollte jener kauzige Monsieur ‚pépité‘ in der Pariser Rue du Fouarre mit seinen geheimnisvollen Andeutungen im vergangenen Sommer mein Schicksal vorgezeichnet haben? Wußte der Alte, was mir so schnell bevorstehen würde, als er meiner Frage auswich und orakelte, daß unser aller Schicksal in Gottes Hand liege. Damals habe ich den dunklen Sinn seiner Worte nicht verstanden, und Freund Pfeffer fand den komischen Alten und seine salbungsvollen Worte albern. Ich bin kein Philosoph, habe aber mancherorts über das leicht-

hin parliert, was in dem Büchlein von Montaigne steht. Mancher zählt viele Jahre und hat doch nur kurz gelebt. Es liegt in eurem Willen, nicht in der Anzahl der Jahre, daß ihr hinlänglich gelebt habt. Habt ihr euer Leben genutzt, so seid ihr gesättigt, steht zufrieden auf und wandelt heim. Dieser Montaigne! Wie tröstlich sind mir seine Worte in dieser Stunde.

Selbst das Aufstehen schmerzt mich. Habe ich das Leben genützt? Dumme Frage, würde Rikesagen. Draußen spielt mein kleiner Carlos und wird später einmal darüber nachdenken, ob sein Vater hinlänglich gelebt hat und ob er nicht besser getan hätte, mit seinen Kräften hauszuhalten und nicht als voyageur politique wochenlang bei Wetter und Wind über schlechte Landstraßen zu reisen und fremder Leute Angelegenheiten zu regeln. Doch nein, Karl August wird einmal nicht so fragen, er wird mein Leben in seiner Zeit vollenden und erkennen, daß ich mehr gewollt habe, als in dem Komödienspiel der europäischen Mächte eine Rolle zu spielen und für Tiberius oder Claudius den Thron des Augustus zu gewinnen. Doch keine großen Worte! Für den hat das Leben kein Übel mehr, der die Wahrheit einsieht. Das könnte fast der Herr Oberkonsistorialrat Simon gesagt haben, so vertraut klingen die Worte von der Wahrheit, die Vater Simon schon damals in der Dielkircher Dorfkirche sagte, als ich mit den Nachbarbuben den Unterricht schwänzte und den 86. und den 92. Psalm je zehnmal abschreiben mußte.

Papa schrieb mir, daß er, wenn er seinen Gemüsegarten bestellt hat, einige Wochen nach Zweibrücken zu Besuch kommen will. Die Rosen, schreibt er, sind in diesem frühen Sommer besonders üppig und blühen schon. Wie gerne bin ich in dem Garten gewesen, wenn das Obst reif war und die Äpfel beim Haus rot glühten wie Malchens Gesicht, wenn wir uns heimlich trafen. Nun bin ich schon über zwei Jahre nicht mehr zu Hause gewesen.

Morgen werde ich Cetto bitten, mir die Akten über das Gesuch Majus' in Versailles zu bringen, dem klei-

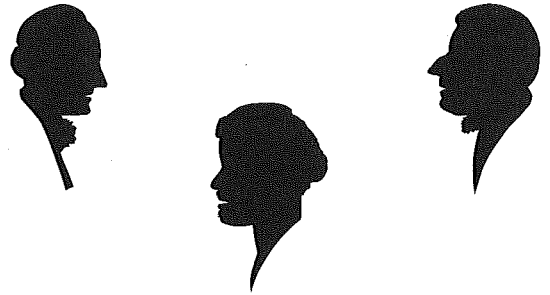
nen Prinzen Louis ein Oberstgehalt zu bewilligen. Majus und ich haben uns im vergangenen Sommer aufrichtig über die herzliche Anteilnahme der Münchner über die Geburt Louis' gefreut. Augustus mußte sich sehr geärgert haben und läßt es jetzt Majus arg spüren. Der gute Majus sitzt finanziell in der Klemme, ich muß dem Fall in Versailles nachgehen.

Heute ist ein herrlicher Frühsommertag. Die Sonne leuchtet über dem Bombachtal, durch das ich in den vergangenen Jahren so oft gefahren bin, um nach Wochen erst mein Chalet wiederzusehen. Die Straße ins Schwarzbachtal liegt verlassen im Morgenlicht. Welch ein Frieden in dieser friedlosen Welt!

Sonst bin ich an solchen Tagen, wenn die hohe Politik es mir erlaubte, zum Kahlenberger oder zum Kirchheimer Hof hinübergefahren, um mich vom Pomp des Olymp zu erholen. Die Höfe lagen allerdings zu nahe beim Karlsberg, und wenn Claudius wußte, daß ich in der Nähe weilte, ließ er mich holen, meist um Bagatellen zu besprechen. Seit dem Tausch der beiden Höfe im vergangenen Frühjahr mit dem Falkenburger Ämtchen habe ich auf dem Geißkopf oder dem Hermersberger Hof mehr Ruhe gehabt. Schloß Falkenburg macht mir wenig Freude, ich bin nicht der Typ eines Schloßherrn und fühle mich auf meinen Höfen wohler.

Seit über sechs Jahren will ich mein petit château umbauen und statt des bescheidenen Gärtnerhauses ein komfortableres Landhaus errichten lassen. Karls-lust ist ein ideales Fleckchen Erde und gottlob einige Meilen vom Olymp entfernt; Mannlich, unser Vitellius, hat mir vor Jahren schon Pläne für ein neues Landhaus gezeichnet, sie werden liegen bleiben, wie lange? Mein Sohn soll die Pläne einmal verwirklichen. Rike wird mit den Kindern hier wohl wohnen bleiben, wenn Claudius nicht neue Ansprüche stellt. Der Lohn für unverrückbare Treue und Klugheit ist für den Olympier keine bare Münze und jederzeit kündbar.

Cetto brachte mir einige Neuigkeiten. Auch den Brief Montezans vom vorigen Jahr, mit dem er den



Majus, Hofenfels' fürstlicher Freund Max Joseph (links); Louis, der spätere König Ludwig I. von Bayern (Mitte); „Oiseau de paradis“ aus dem Vogelbauer des Augustus: der junge Montgelas (rechts).

jungen Mann empfohlen hat, den ich daraufhin nach Zweibrücken holte und der seit einigen Wochen in meiner Kanzlei arbeitet. Cetto ist zufrieden mit seinem Talent. Ich werde mir diesen Baron Montgelas einmal näher ansehen. Cetto ist unselbständig und braucht jemanden, der ihm die Verantwortung abnimmt. Eine treue Seele, aber servil. Claudius mag ihn nicht, weil er mit der Zunge anstößt und zusammenzuckt, wenn der Olympier einen Wutanfall bekommt. Als Claudius mir einmal die Geschichte von clochette, seinem Lieblingsaffen, erzählte, habe ich Cetto bedauert und schickte seitdem meinen ‚Bossu‘ zum Vortrag auf den Olymp. Chlochette hatte Cetto ins Ohrläppchen gebissen, worauf der Gute Reißaus nahm und Claudius ihn ‚lapin‘ nannte. Seitdem hat auch Cetto seinen olympischen Spitznamen.

Ich fühle mich heute wohl; Rike brachte mir eben die ‚Gazette des Deux-Ponts‘ mit dem neuesten Hofklatsch. Seit ‚pou‘ bei Nacht und Nebel davon ist, hat auch unsere olympische Klatschtante ihren Ton geändert und ist recht manierlich. ‚Cocu‘ ist ein Narr und fürchtet ‚pou‘, auch jetzt noch in seinem österreichischen Exil. Daß ‚pou‘, dieser Wicht, beim Wiener Hofgericht wegen seiner Entlassung klagen will, läßt ‚cocu‘ nicht schlafen, und so hintertreibt er bei Claudius mein ge-

plantes Hochverratsverfahren gegen Creutzer. Ach, hätte ich meine alten Kräfte noch, ich würde sofort nach Potsdam reisen und bei König Friedrich Wilhelm meinen neuen Finanzplan durchsetzen. Friedrich hat mich im Februar nach Berlin eingeladen, – sobald ich wieder gesund sei. Ich muß an Docteur Pigalle denken und werde meinen lieben Goertz auf das vorbereiten müssen, was mir ‚pou‘ und seine österreichische Partei immer gewünscht haben.

Majus drängt mich, in Versailles für ihn eine Pension durchzusetzen, rückzahlbar nach dem Tod des Augustus. Durch Vergennes' Tod vor wenigen Wochen ist die Situation am französischen Hof zunächst unklar. Ich habe mit dem neuen Außenminister Montmorin Fühlung aufgenommen, er ist meinem Plan, eine Anleihe in Potsdam aufzunehmen, wohlwollend gesinnt. Es ist der alte diplomatische Eiertanz, das klassische Ballett um Louisdors und Gulden. Ein scheußliches Geschäft. Doch was tue ich nicht alles, um Majus, meinem Prinzen Max, zu helfen!

*

Dieser ‚oiseau de paradis‘ aus dem Vogelbauer des Augustus war ein überaus glücklicher Fang, und Montezan hat nicht übertrieben, als er mir im August des vergangenen Jahres aus München vortreffliches über diesen Baron von Montgelas berichtete. Der siebenundzwanzigjährige junge Mann scheint mir talentiert und könnte in unserer Kanzlei einiges leisten. Angeborener Scharfsinn, gutes Gedächtnis, kalte Überlegung, – alles Eigenschaften, die in unserem Beruf geschätzt werden und die weißgott selten genug sind. Daß er Karl Theodors Reich gründlich kennt und das Kartenspiel der Kabalen durchschauen gelernt hat, kommt uns zugute; Charakter dürfte er für sein Amt auch besitzen; denn nach Montezans Brief hat er es verschmäht, die infame Rolle eines Verräters seiner Freunde zu spielen.

Der gute Montezan! Es gelte in der derzeitigen Resi-

denz als ein Verbrechen, die Zukunft zu lieben, – eine alte Frau verzeihe nicht, daß man ihre Tochter hübsch finde. Mon dieu, ein wahres Wort! Aber eines scheint mir bemerkenswert: dieser Montgelas hat erkannt, um was es in dieser Stunde geht. Er würde nur trachten, dem Neugestalter Bayerns anzugehören.

Seit Ende April ist Montgelas Legationsrat in meiner Kanzlei. Vor einigen Tagen habe ich ihn zu mir bitten lassen und mich draußen im Park mit ihm unterhalten. Der Mann liebt sein Geburtsland Bayern abgöttisch und hat ein Urteil, das angesichts seiner Jugend überascht. Er wird es bei Claudius und ‚cocu‘ nicht leicht haben, fürchte ich. Rike meint, sein Gesicht gleiche einem Geier, und auch sein kaltes Wesen wirke abstoßend. Nun, die Frauen haben seltsame Urteile, in der Politik sind sie wie Blinde. Was hat die Herzogin Marianne in München nicht auch diesmal wieder alles angerichtet und Montgelas aus lauter Übereifer fast den Schergen Augustus' ausgeliefert.

Soll ich Montgelas meine Pläne über die Neugestaltung Bayerns übergeben? Ich werde es mir überlegen. Er ist jung genug, um die Zeit zu erleben, für die ich vorgesorgt habe.

*

Ich habe heute das Bündel mit meinen Plänen über den Staatsaufbau Bayerns, der Heimat Montgelas', meinem jungen Legationsrat übergeben. Seine Hand zitterte, als er das Paket übernahm. Ich habe ihn lächelnd zu rechtgewiesen und ihn vor solcher Schwäche gewarnt.

Die Gespräche mit Montgelas in den letzten Wochen habe ich niedergeschrieben. Sie haben mich mit tiefer Befriedigung erfüllt. Nun kann alles gut werden. Die Notizen über unsere Gespräche über Staat und Verwaltung mag Montgelas aus meinem Nachlaß übernehmen und danach handeln. Er ist ein Feuerkopf, der sich schon Karl Theodor widersetzt und auch andere zur Räson bringen wird.

Prinz Max schrieb mir. Mein guter Majus, er ist besorgt um mich. Ich bin verzweifelt, mein lieber Hofenfels, Sie heute nicht sehen zu können, besonders weil Ihre Gesundheit daran schuld ist. Pflegen Sie sich, lieber Freund und vergessen Sie nie, daß wir Sie sehr nötig brauchen . . . adieu, mein lieber Hofenfels, ich umarme und liebe Sie von Herzen . . . !

Adieu, mein lieber Majus, unsere Freundschaft überstrahlt alles Dunkel, das mich umgibt. Meine Krankheit nimmt mir immer mehr die Kräfte, ich habe seit Tagen das Bett nicht verlassen. Guter Gott, sei mir gnädig und schütze Rike und meinen Sohn!

*

Es ist späte Nacht. Rike liest Verse aus Vergils ‚Äneis‘. „ . . . Leicht ist der Pfad, der Hades hinabführt, und immer findest du offen die plutonischen Tore, doch schwer ist die Rückkehr, denn sie ist bedroht von dunklen Forsten, Wirbeln, und sie glücket nur jenen, die tugendgekrönt oder vom Göttergeblüt dem Jupiter selber genehm sind.‘

„Siehe den Cäsar dort und das ganze Juliergeschlecht aufsteigend zum hohen Gewölbe des Äthers: Dies ist der Mann, der immer erwartete, schicksalsverheißene, Cäsar Augustus, göttlichen Stammes, stiftend aufs neue Goldene Zeit, wie einstmals Satur, dem latinischen Lande.‘

Montgelas möge Prinz Max, meinem geliebten Majus, den Vers Vergils als Huldigung seines getreuen Freundes Cajus zueignen.

Am Tag 24. Juli im Jahre eintausendsiebenhundertundsiebenundachtzig, in der Morgenstunde eines leuchtenden Sommertages, starb Johann Christian von Hofenfels, Minister des Äußeren und im elften Jahr im Dienste seines Landes.

Seine Grabstätte in Zweibrücken ist verschollen. Sein privater schriftlicher Nachlaß ging verloren oder wurde vernichtet.

Siebenhundertzwanzig Tage nach seinem Tod wurde in Paris die Bastille erstürmt; ein neues Zeitalter brach an in Europa, wie es der Zweibrücker Staatsmann drei Jahre zuvor im Hause des Abbé Sieyès erahnen mochte.

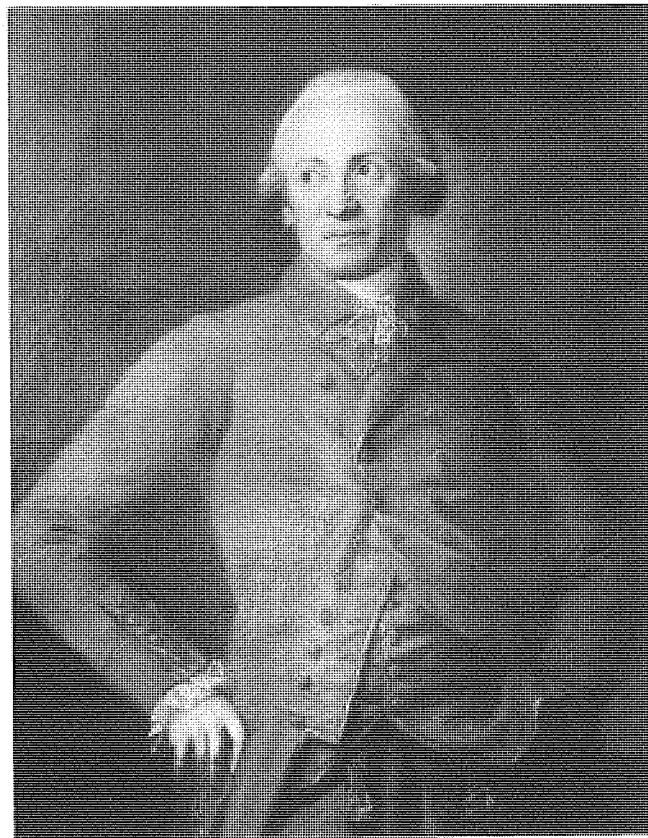
Im Februar 1793 besetzten französische Revolutionsheere das Land und zerstörten Schloß Karlsberg, das ‚achte Weltwunder‘. Zwölf Jahre nach dem Tod von Hofenfels wurde wahr, wofür der pfälzische Staatsmann gewirkt hatte und dem sein diplomatisches Werk diente: München wurde die Residenz von Max Joseph. Eine neue Ära begann im Aufleuchten eines neuen Jahrhunderts. Unter Maximilian Graf von Montgelas, dem Schüler und Nachfolger des Staatsmannes Hofenfels, erstand der neue Staat im Geiste dessen, der die Mächte Europas für sein Friedenswerk gewann und dessen Vernächtnis an Montgelas erkennen ließ, daß er als Baumeister eines größeren Staates an ein goldenes Zeitalter im Herzen Europas glaubte.

*

j' laisse à votre prudence
 [Il dépendra de vous ce pendant
 d'aut d'en faire usage vis à vis
 Des Ministres français si l'on
 présente une occasion favorable
 de façon quel qu'il soit
 mais sans mentir le moins
 nullement surpris
 Le 12 juillet 1787

Wenige Tage vor seinem Tod schrieb Joh. Christian von Hofenfels diese Zeilen: das Konzept eines Briefes an den preußischen Gesandten Goltz. Die letzte von Hofenfels erhaltene Handschrift, ein in französischer Sprache niedergeschriebenes mehrseitiges Briefkonzept, befindet sich unter den diplomatischen Dokumenten jener Zeit im Geheimen Staatsarchiv München. Der Brief trägt das Datum vom 12. Juli 1787.

Der Münchner Schriftsteller und Graphologe Ernst Hofenrichter hat vor einiger Zeit anlässlich der Entdeckung des Urmanuskriptes der Memoiren Casanovas den interessanten Versuch unternommen, anhand der Handschrift die historische Figur und ihre Charaktereigenschaften zu analysieren. Wird nicht auch die Gestalt des Zweibrücker Staatsmannes Hofenfels durch das Urteil des Schriftgutachters lebendig und weit klarer, als es durch die in den Archiven ruhenden diplomatischen Dokumente möglich ist? Hofenfels' Handschrift bestätigt in geradezu verblüffender Weise seine Charaktereigenschaften. Obgleich schon überschattet vom Todesahnen, ist die letzte erhaltene Handschrift Hofenfels' stark und kräftig; das ungezügelte Temperament des Pfälzers



Anton Graff: Porträtbildnis Johann Christian von Hofenfels. Stadtmuseum Zweibrücken

ist beherrscht von scharfer Logik, die alles Handeln bestimmt. Die Schrift zeigt Aufrichtigkeit, die konsequent bleibt und den eigenen Standpunkt bis zur Selbstaufgabe vertritt. Nichts von der Courtoisie des gepuderten Rokokomenschen, hier zeigt sich die staatsmännisch denkende reife Persönlichkeit, die zwar im Dienste eines Fürsten steht, aber eher die Ungunst des Herrschers auf sich nimmt als in den Vorzimmern des Souveräns zu antichambrieren. Dem Ränkespiel der Hofschranzen und der gegnerischen Geheimdiplomatie in Wien und Petersburg fällt dieser Hofenfels letzthin zum Opfer; die Geradheit und der aufrechte Charakter sind das „Lindenblatt“, an dem der pfälzische „Siegfried“ verwundbar ist und wo ihn der tödliche Speer der Gegner trifft. Ihm fehlt der Schild des verschlagenen und mit allen Kabalen arbeitenden Höflings; nur jene hat er zu Freunden, die gleich ihm noble Gesinnung besitzen und vom geschäftigen Treiben ihrer Zeitgenossen überspielt werden. Die schwermütige und selbstquälerische Art, eine gewisse Strenge und Härte im Urteil, Argwohn und Starrsinn sowie Zurückhaltung gegenüber der Umwelt sind Eigenschaften, die von kritischer Beobachtung und einem starken Zug zu satirischer Abwehr kompensiert werden. Der Grundzug des Temperaments, die Melancholie, wirke zerstörend, warnte Monsieur „pépité“, der schrullige Pariser Goldschmied; diese Bemerkung ist zutreffend, und auch die Feststellung, daß Hofenfels von Natur zu „Wassern“ eine Beziehung habe, die heftig sind und voller Untiefen, wird durch die Handschrift bestätigt.

Die Hofenfels-Forschung wird an einer Deutung von Wesen und Charakter des pfälzischen Staatsmannes und seiner Zeit nicht vorübergehen können, wie sie durch die dokumentarischen handschriftlichen Zeugnisse in den Archiven noch nach zwei Jahrhunderten lebendig werden. Mag auch der Historiker in seiner wissenschaftlichen Forschungsmethode die Einbeziehung der Handschriftdeutung ablehnen, – für die Nachwelt ersteht in den geschichtlichen Dokumenten der Handschrift ein Zeitalter, dessen Menschen und ihr Tun erst ganz verständlich werden durch ihr Charakterbild.